

Henning Langenheim: Stutthof 1994 (zum Bericht ab Seite 215)

# **BERICHTE**

# Erinnerung an einen rastlosen Forscher

Vor 25 Jahren starb Akens-Mitgründer Detlef Korte. Ein persönlicher Rückblick

Detlef hatte wieder nicht zurückgerufen. Mehrfach hatte er mir schon zugesagt, sich zu melden. Er wollte mir bei meiner Forschung zur Polizei im Nationalsozialismus helfen. hatte vor, Kopien aus seinem Keller rauszusuchen, wollte sich meine Arbeitsplanung ansehen. Also rief ich ihn wieder an und erreichte ihn. Ihm war es furchtbar unangenehm, mich versetzt zu haben. Er schlug vor, wir könnten uns am nächsten Abend treffen. "Aber da ist doch das Treffen vom AK Asche-Prozess. willst du da nicht hin?", fragte ich. Ach ja, das hatte er vergessen, also legten wir einen Termin eine Woche später fest.

Doch dazu kam es nicht mehr. Eine Woche später war Detlef tot.

Detlef Korte war ein feinfühliger Mensch, für den die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Herrschaft Lebensthema geworden war. In ungezählten Gesprächen hatte er mit den Überlebenden der NS-Verbrechen und ihren Angehörigen gelitten. Ihre Erinnerungen waren für Detlef Auftrag und Vermächtnis. Alle, die mit ihm an diesem Thema arbeiteten, hatten seine Unterstützung. Allen wollte er helfen. Ungezählt auch die Stunden, die er forschend in Bibliothek und

Archiven verbrachte. Er hatte viel Detailwissen in seinem Kopf (oder kopiert in seinem Keller).

Seine Dissertation zog sich über Jahre hin, weil er Vorträge hielt, bei Treffen war oder am AKENS-Info arbeitete. Finanzieren tat er sich als angestellter Buchhändler, und auch die Lohnarbeit brauchte Zeit.

Detlef hatte viele Schwächen, und damit meine ich nicht sein hektisches Rauchen der letzten Jahre: Er konnte schlecht planen oder strukturiert arbeiten und verzettelte sich. Er achtete nicht auf seine Grenzen, überforderte sich in seiner Hilfsbereitschaft, und er hatte kein dickes Fell. Konflikte belasteten ihn, Spannungen hielt er nur schwer aus.

Das waren keine guten Voraussetzungen in den geschichtspolitischen Auseinandersetzungen im Schleswig-Holstein der 1980er-Jahre. Als 1980 der Prozess gegen den SS-Hauptsturmführer Kurt Asche wegen dessen Verantwortung für die Ermordung der belgischen Juden begann, beteiligte er sich an der Gründung eines Arbeitskreises, der Öffentlichkeit für diesen Prozess herstellen und die Überlebenden betreuen wollte, die als Zeugen zum Prozess kamen.



Detlef Korte als 1. Sekretär des Akens während einer Stadtrundfahrt im Kieler Hafen

Als die überlebenden Juden 1981 in Kiel auf dem Weg zum Landgericht demonstrierten, traf dies in der Landeshauptstadt auf ein öffentliches Klima, das durch eine Mischung aus Irritation, Indifferenz, Wegschauen und peinlicher Berührtheit geprägt war.

Die Vorgeschichte des Verfahrens spricht bereits Bände über die damalige Mentalität: 18 Jahre hatten die Ermittlungen gegen Asche gedauert, die Anklageerhebung war immer wieder verzögert worden. Der eigentliche Hauptangeklagte Ernst Ehlers war selbst Richter in Schleswig gewesen – unbehelligt. Erst eine Hausbesetzung durch Beate Klarsfeld und belgische

Holocaust-Überlebende 1976 brachte aufgrund der internationalen Berichterstattung Bewegung in die Sache. Sie waren in das Haus des Täters in Schleswig eingedrungen und hatte ein Transparent mit der Aufschrift "Verurteilt so schnell wie möglich den NS-Verbrecher Ehlers, verantwortlich für den Tod von 25.000 Juden aus Belgien" zum Fenster rausgehängt. Der Skandal hatte die Justiz dazu gebracht, sich zumindest ein Stück weit zu regen und gegen ihren Kollegen vorzugehen.

Der Arbeitskreis Asche-Prozess vernetzte sich, und parallel entstand 1983 der AKENS, der sich um die systematische Erforschung der NS-Zeitgeschichte im Land bemühte. Detlef wurde hier bald zur treibenden Kraft. Forschung zur nationalsozialistischen regionalen Zeitgeschichte war am Historischen Seminar der Christian-Albrechts-Universität ein Tabu. Noch als ich 1985 dort mein Studium aufnahm. konnte ich in Vorlesungen immer noch mehr über die taktischen Fehler der Deutschen Wehrmacht beim "Unternehmen Zitadelle" erfahren als über die Vernichtung des europäischen Judentums. Dieses Totalversagen der wissenschaftlichen Forschung und Lehre brachte den Arbeitskreis Asche-Prozess dazu, sich auf Spurensuche vor Ort zu begeben, eine antifaschistische Stadtrundfahrt in Kiel anzubieten. die zu den Stätten nationalsozialistischer Verfolgung führte und Akteure. Verbrechen und Institutionen beim Namen nannte.

Diese Spurensuche führte nach Kiel-Russee, den Ort des einstigen "Arbeitserziehungslagers Nordmark", wo 1944/45 innerhalb von zehn Monaten 600 Menschen ums Leben gekommen waren. Der Ort ist bis heute überformt von einem Fußballplatz und einem Gewerbegebiet mit Supermarkt. Damals erinnerte nur ein Stein an der Rendsburger Landstraße, den die Evangelische Jugend Anfang der 1970er initiiert hatte, an das "KZ Russee". Die Verhältnisse waren empörend, und Detlef Korte empörte sich. Seine Studie über das AEL Nordmark wurde sein großes

Werk, eine Studie, die ihrer Zeit voraus war, methodisch nicht perfekt, aber überzeugend in dem Ziel, die Toten dem Vergessen zu entreißen. 1989 drehte er mit Überlebenden und ZeitzeugInnen einen Film über das AEL Nordmark.

Mit dem Regierungswechsel 1988 änderte sich das Klima der Geschichtspolitik grundlegend. Der AKENS und der Beirat für Geschichte spürten plötzlich Unterstützung seitens der neuen Landesregierung bei ihrer Forderung nach der Institutionalisierung zeitgeschichtlicher Forschung, Nachdem mit der Christian-Albrechts-Universität keine Verständigung in diesem Punkt erzielt werden konnte, wurde das Institut für Zeit- und Regionalgeschichte in Schleswig (IZRG) initiiert, das an die Flensburger Hochschule angeschlossen wurde.

Hier erhielten 1992 die Geschichtsvereine Mitbestimmungsmöglichkeiten durch Sitze im Kuratorium und der Beirat für Geschichte und der AKENS durch Uwe Danker und Detlef Korte zwei Stelleninhaber aus ihren Reihen, ergänzt durch Peter Wulf von der Kieler Uni und den überregional profilierten Gerhard Paul. Von Anfang an stand das Institut unter einem starken Rechtfertigungs- und Leistungsdruck, was schnell zu internen Konflikten führte. Das Programm war ehrgeizig: Paul begann die Gestapo zu beforschen, Danker plante eine Studie über den Gauleiter und Oberpräsidenten Hinrich Lohse, und Detlef Korte wollte eine Kollektivbiografie der NSDAP-Kreisleiter erarbeiten. Im selben Maße war die Erwartungshaltung auf Unterstützung im Umfeld des AKENS groß, schließlich war Detlef jetzt hauptberuflich Historiker.

Vielleicht waren es zu hohe Erwartungen, zu viel Leistungsdruck und zu viel der Spannungen.

Detlef Korte nahm sich am 9. Dezember 1995, ein halbes Jahr vor seinem 40. Geburtstag, das Leben.

Stephan Linck

# Vergessene Männer, verschwiegene Verfolgung

Abschlussbericht zur Vorstudie für die Erforschung des Schicksals von Homosexuellen in Lübeck während der NS-Zeit

Die Zeitgeschichtsforschung in Lübeck weist, wie vielfach bereits festgestellt wurde, zahlreiche Desiderate auf. Selbst bei der Darstellung der Schicksale der Verfolgten des NS-Regime, bei der der Initiative Stolpersteine für Lübeck große Verdienste zukommen, gibt es Gruppen, die bisher kaum oder wie im vorliegenden Fall auch noch gar nicht untersucht wurden. Und dies erklärt sich zum einen daraus, dass Homosexuelle auch noch lange Zeit nach dem Ende der NS-Herrschaft eine gesellschaftliche Randgruppe darstellten und das Ihnen zugefügte Leid keine allgemeine gesellschaftliche Anerkennung gefunden hat. Die Betroffenen sprachen kaum öffentlich über ihr Schicksal; die Wissenschaft nahm keine Notiz von ihnen.

Dies änderte sich erst in den 1990er-Jahren. Zeitzeugen lebten da allerdings nur noch wenige, und vor Ort im lokalen Umfeld war es nun recht schwierig, noch etwas darüber zu erfahren. Auch die Quellenlage zeigte sich als sehr dürftig, doch dazu später mehr. Ich möchte zunächst aufzeigen, wie es zur aktuellen Forschung gekommen ist, wie ich dabei vorgegangen bin, welche Hürden sich mir dabei stellten, aber auch welche Chancen sich ergeben.

Bei der Studie zur Erforschung der Verfolgung Homosexueller in Lübeck geht es um die Frage des Umgangs mit unserer Geschichte im Allgemeinen und um unser Selbstverständnis von einer lokalen Erinnerungskultur im Besonderen. 40 Jahre dauerte es, bis die Hansestadt Lübeck 1986 am Zeughaus ein Denkmal für die Verfolgten des NS-Regimes errichtete. Alle Gruppen, die im NS-Reich verfolgt wurden, wurden damals aufgeführt – alle, außer den Homosexuellen.

Auf Antrag von Bündnis 90/Die Grünen wurde 2015 eine Erweiterung des Mahnmals für die Lübekker Opfer des Nationalsozialismus und die explizite Hervorhebung der homosexuellen Opfer durch den Ausschuss für Kultur und Denkmalpflege der Lübecker Bürgerschaft beschlossen. Die ergänzende Gedenktafel wurde am 23. Januar 2016 eingeweiht, 30 Jahre später.

Im Jahre 2017 wurde dann auf Initiative des CSD von der Fraktion der Grünen in der Lübecker Bürgerschaft erneut ein Antrag gestellt, einen Gedenktag für die verfolgten Homosexuellen einzurichten. Der Kulturausschuss stand diesem Anliegen aufgeschlossen gegenüber; es stellte sich allerdings die Frage, wann und in welchem Umfang in Lübeck eine Verfolgung von Homosexuellen stattgefunden hat. Kenntnisse darüber lagen bis dahin praktisch überhaupt nicht vor, und so entschloss man sich, diesen Sachverhalt zunächst einmal zu klären, und beauftragte mich mit einer ersten Untersuchung. Für die Finanzierung stellte der CSD eigene Mittel zur Verfügung, ferner warb er Gelder bei der Bürgerstiftung Schleswig-Holsteinische Gedenkstätten und der Dietrich-Szameit-Stiftung ein. Von Seiten der Hansestadt wird das Projekt vom Kulturbüro und dem Archiv der Hansestadt Lübeck bestmöglich unterstützt.

### Spurensuche und Archivrecherchen

Meine Aufgabe war es nun, Art und Umfang der Verfolgung Homosexueller in Lübeck zu untersuchen. Das hieß zunächst einmal, die Quellenlage zu sondieren und aufzuzeigen, welche Forschungsergebnisse man aus ihnen zu erzielen und darzustellen vermag. Nach eingehenden Beratungen mit Archivleiter Jan Lokers suchte ich Beate Meyer vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden, die im Beirat der Bürgerstiftung sitzt, und Ulf Bollmann vom Staatsarchiv in Hamburg auf. Beide haben bereits eine ähnliche Studie angefertigt.

Am Anfang unserer Betrachtung stand die Aussage des Zeitzeugen Paul von Groszheim, am 23. Januar 1937 seien 230 homosexuelle Männer in Lübeck verhaftet worden. Diese Aussage galt es zu verifizieren. Die Sichtung der damaligen Zeitungen ergab erst einmal keine Erkenntnisse.

Zunächst wurde die eingängige Fachliteratur zum Thema bibliografiert und gelesen. Es wurde ferner Kontakt zu den wichtigsten Autoren aufgenommen. Zur regionalen Geschichte Schleswig-Holstein liegen zum Thema bisher lediglich zwei kleinere Studien vor, von Björn Marnau zu Itzehoe (1996)¹ und von Uli Poppe zu Kiel (1997).² Außerdem ist das Schicksal von vier

<sup>1.</sup> Björn Marnau, Die Verfolgung von männlichen Homosexuellen im Landgerichtsbezirk Itzehoe 1937–1945. In: ISHZ 30 (1996), S. 16-62.

<sup>2.</sup> Uli Poppe, Männliche Homosexualität als Kulturmuster? Ansätze für eine volkskundliche Interpretation und Fallbeispiele 1920–1970. Magisterarbeit, Mskr. CAU Kiel 1997.

Betroffenen in Flensburg bekannt.

Die Suche begann im Archiv der Hansestadt Lübeck. Da allerdings zu Beginn keine Namen bekannt waren, kam man nicht weiter, da hier keinerlei Akten der Staatlichen Polizeiverwaltung und des Gesundheitsamtes aus der Zeit überliefert sind. Viele Homosexuelle wurden damals sterilisiert, die Unterlagen darüber sind vernichtet.

Die große Herausforderung bei der Suche nach Verfolgten besteht darin, dass zunächst keine Namen bekannt sind. Über die Suchparameter "Delikt" und "Herkunftsort Lübeck" in den digital erfassten Beständen lassen sich allerdings viele Opfer ausfindig machen. Das heißt allerdings nur, dass es einen Bezug zu Lübeck gibt, gleichgültig, ob es nun der Geburtsort, der Wohnort oder der Haftort ist. Viele gebürtige homosexuelle Lübecker sind allerdings unter den damaligen Umständen ohnehin häufig in die nahe gelegene Großstadt Hamburg gezogen. Insofern habe ich alle Personen mit Lübeck-Bezug berücksichtigt, unabhängig davon, ob sie sich damals tatsächlich dauerhaft in Lübeck aufgehalten haben.

Bei der Delikt-Zuschreibung ist

es nicht immer offensichtlich, wer unter den Fokus fällt. Auch unter der Anschuldigung der Beleidigung und der Erregung öffentlichen Ärgernisses können sich Fälle von verfolgten Homosexuellen befinden.

Grundsätzlich ist noch zu sagen, dass ein unbestimmt großer Teil der Akten gar nicht überliefert ist. Noch Anfang der 90er-Jahre wurden zahlreiche Akten im Staatsarchiv Hamburg vernichtet. Andererseits tauchen – wie jüngst – Hunderte von Akten erst nach über 70 Jahren wieder auf, die zuvor einfach nie verzeichnet worden waren. In den seltensten Fällen findet man in allen relevanten Aktenbeständen alle zu erwartenden Unterlagen. Viele Akten sind ausgedünnt und nur noch rudimentär überliefert.

Und schließlich ist die Zustellung in die Haftanstalten wenig überschaubar. Noch schwieriger ist es, den Weg der polizeilichen Sicherungsverwahrung nach der jeweiligen Verbüßung der Haftstrafen nachzuvollziehen. Betroffene, die zum zweiten Mal wegen desselben Vorwurfs verurteilt wurden, wurden in Anschlusshaft in ein Konzentrationslager eingewiesen und dort übrigens als Berufsverbrecher geführt.

#### 378 verurteile Homosexuelle

Ausgangspunkt der konkreten Quellenrecherche waren für mich die Haftkarteikarten des Untersuchungsgefängnisses Hamburg Stadt sowie die des Strafgefängnisses Fuhlsbüttel, die sich im Staatsarchiv Hamburg befinden. Davon ausgehend konnten Gefangenenpersonalakten und personenbezogene Strafverfahrensakten ausfindig gemacht werden. Begleitend dazu wurden diverse Akten der Kriminalbiologischen Sammelstelle, des Gesundheitsamtes und des Erbgesundheitsgerichtes einbezogen.

Über diese Fälle war es dann auch möglich, weitere Gefangene und Verfahren im Landesarchiv in Schleswig ausfindig zu machen. Ferner fanden sich dort auch einige Akten des Wiedergutmachungsamtes im Bestand des Sozialministeriums Schleswig-Holsteins. Insgesamt sind im Oberlandesgerichtsbezirk Kiel laut Reichsjustizstatistik zwischen 1933 und 1939 rund 900 Verfahren gegen Homosexuelle angestrengt worden; allein im Jahre 1937 kam es dabei zu 378 Verurteilungen.

Die Schwierigkeit im Landesarchiv besteht allerdings darin, dass die Aktenbestände dort nicht so gut erschlossen sind und man die Gefangenenbücher und andere relevante Akten mit großem Zeitaufwand durchgehen muss, um sie erschöpfend auszuwerten. Und man weiß auch nie, in welche Haftanstalt ein Verurteilter eingewiesen wurde, muss also alle Strafanstalten des Landes in den Blick nehmen.

Um das weitere Martyrium der Opfer über die Verbüßung der jeweiligen Haftstrafen hinaus zu eruieren, wurden Anfragen an sämtliche KZ-Gedenkstätten gestellt, deren Antworten zur Klärung zahlreicher Schicksale beitrugen. Besonders das Archiv des Internationalen Suchdienstes des Roten Kreuzes in Bad Arolsen enthält viele Belege über die Leidensstationen der Betroffenen. Möglicherweise würde man im Bundesarchiv in Berlin im Bestand Haftanstalten und Konzentrationslager weitere Aktenhinweise finden. Insgesamt existieren in Arolsen Hinweise auf viele hundert Opfer aus Lübeck.

Letztlich hat Rainer Hoffschild aus Hannover, der über ein eigenes, umfangreiches Spezialarchiv zur Verfolgung Homosexueller in Deutschland verfügt, eine weitere große Zahl von Hinweisen auf verfolgte Homosexuelle gegeben. Er hat in zahlreichen Archiven im ganzen Bundesgebiet Hinweise auf insgesamt 832 Opfer aus Schleswig-Holstein zusammengetragen (darunter 106 aus Lübeck), von denen 236 in einem Konzentrationslager waren und die Hälfte von ihnen dort zu Tode kam.

Aus diesen Hinweisen ergibt sich nunmehr die Verpflichtung, für die Lübecker Opfer die Strafverfolgungsakten im Niedersächsischen Staatsarchiv in Osnabrück über die Emslandlager sowie die des Strafgefängnisses in Wolfenbüttel einzusehen, wohin viel Lübecker und Hamburger verlegt worden waren.

Zudem können jetzt die Akten des Amtsgerichts Lübeck erschlossen werden, die nur über die Aktenzeichen verzeichnet sind, sowie die des Bestandes Kreissonderhilfsausschuß. Darüber hinaus verspricht die Einsicht in die Meldekarten des Ordnungsamtes der Hansestadt weitere Aufschlüsse.

Die Quellensuche ist insgesamt weitestgehend abgeschlossen. Nun werden die Akten eingehend ausgewertet. Aus den umfangreichen fallbezogenen Unterlagen können mehr oder weniger ausführliche Opferbiografien erstellt werden. Hierbei stellt sich die Frage, in welcher Form die Ergebnisse dargestellt werden sollen.

Für ein mögliches Buchprojekt müssten weitere Mittel generiert werden. Vorstellbar wäre dafür eine kurze Einführung, das Aufzeigen von Fragestellungen, die Klärung der rechtlichen Grundlage der Strafverfolgung, die Quellenlage und im Hauptteil die Darstellung der Opferbiografien, ergänzt durch eine umfangreiche Literatur- und Quellenbestandsaufnahme.

Bisher ist also ein Großteil der verfügbaren und relevanten Quellenbestände zum Thema recherchiert. Es liegen mir hunderte von Seiten von Verhörprotokollen, Anklageschriften, medizinischen Gutachten, Zeugenaussagen und Gerichtsurteilen vor. Es konnten Hinweise auf insgesamt 153 Verfolgte aufgefunden werden.

Die Zahl von 230 Verhafteten am 23. Januar 1937 erwies sich zwar nicht als belastbar, allerdings bestätigte es sich, dass an diesem Tag eine größere Verfolgungsaktion stattgefunden hat, bei der eine noch unbestimmte Zahl von Opfern verhaftet wurde.

Im weiteren Verlauf des Jahres 1937 wurde zudem zumindest eine verhältnismäßig große Zahl von Homosexuellen verfolgt, und man kann durchaus von einer konzertierten Aktion gegen Homosexuelle in dieser Zeit sprechen.

In einem nächsten Schritt sollten die gesammelten Akten eingehend ausgewertet und die Ergebnisse dargestellt werden. Ziel ist es dabei auch, das schwule Leben in Lübeck in den dreißiger Jahren aufzuzeigen, Szene-Kneipen wie das El Dorado zu lokalisieren, aber auch das Vorgehen der Polizei aufzuzeigen. In den Akten finden sich häufig Berichte der Polizei und Staatsanwaltschaften, es fanden Bespitzelungen, Razzien und Denunziationen statt. Schließlich sollten exemplarische Schicksale dargestellt werden. Sicher wäre es auch sinnvoll, die Biografien der Opfer über das Ende der NS-Zeit hinaus zu verfolgen.

Für die Fortsetzung der Studie dürfte noch einmal ein Arbeitsaufwand von mindestens 240 bis 320 Arbeitswochenstunden (etwa 6 bis 8 Wochen) notwendig sein. Ferner sind mit dem Archiv der Hansestadt Lübeck die Modalitäten einer Veröffentlichung in deren Buchreihe zu klären samt Einschätzung der Frage, welche Kosten dafür entstehen würden.

Zum Abschluss dieses Berichts möchte ich Beispiele dafür nennen, wie schwierig, aber auch lohnenswert es ist, sich intensiv mit dem umfangreichen Quellenmaterial zu beschäftigen, das vom Schicksal der Opfer der NS-Diktatur zeugt.

#### Von Czettritz, Schulze & Co.

Man erfährt beispielsweise die Lebensgeschichte von Fritz Schulze, der mit seinem Partner in der Königstraße ein Szenelokal betrieb, 1936 verhaftet und enteignet wurde und nach seiner Entlassung ins Ausland geht und nach dem Krieg vergeblich versucht, eine Entschädigung zu erhalten. Man erfährt in den Akten auch, wer sich an dem Besitz bereichert hat.

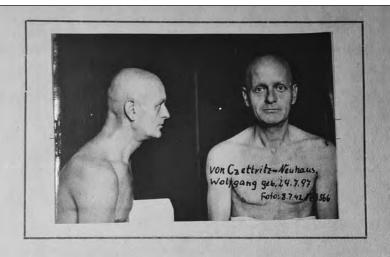
In einem anderem Fall erfährt man, aus welchen Gründen die Beschuldigten von ihren Mitbürgern denunziert wurden. Ein Kaufmann aus der Holstenstraße verliert ebenfalls seinen gesamten Besitz. Und vor allem erfährt man, welche langfristige Folgen die Folter, die Demütigung und die Entrechtung für die Betroffenen haben konnten. Und viele Verfolgte fanden eben auch den Tod.

Für Ernst Maas haben wir bereits vor Jahren einen Stolperstein verlegt. Wir hatten damals jedoch nicht herausbekommen, weshalb er eigentlich ins KZ gekommen war. Die Urne mit seinen sterblichen Überresten wurde laut Friedhofsverwaltung 1942 vom KZ Dachau nach Lübeck überführt und auf dem Vorwerker Friedhof beigesetzt. Recherchen in Dachau ergaben, dass er aus Neuengamme überführt worden war. Im Niedersächsischen Staatsarchiv Standort Osnabrück erfährt man, dass Maas davor in den Straflagern Börgermoor und Papenmoor im Emsland gewesen war.

Dorthin war er aus der Strafanstalt Rheinbach in St. Ingbert bei Saarbrücken eingeliefert worden. Dort saß er laut Gefangenenpersonalakte wegen Verbrechens gegen § 175. Ein Urteil dazu ließ sich bisher noch nicht auffinden.

Ein weiteres Beispiel ist Paul Gerbaulet. Das ist ein Fall, der vielleicht nie entdeckt worden wäre. Vom Divisionsgericht in Hamburg 1942 wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilt und auf dem Standortschießplatz Höltigbaum erschossen. Untergetaucht war er, weil er wegen Homosexualität vor Gericht gestellt werden sollte. Er wurde bei Verwandten in Lübeck aufgegriffen und nach Hamburg überstellt. In solchen Fällen bedarf es mitunter einer jahrelangen Spurensuche und einer Portion Glück, um Licht in die Dunkelheit zu bringen.

Über das Schicksal von Wolfgang von Czettritz wird in Lübeck schon länger geforscht. Abschließende Erkenntnisse dazu gibt es noch nicht. Und der Weg dahin ist auch weit und beschwerlich. Man fährt zunächst ins Landesarchiv nach Schleswig und findet eine Strafakte vom Landgericht Lübeck, laut der er am 5. November 1935 zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wird. Seine Untersuchungshaft verbrachte er in Fuhlsbüttel, das erfährt man im Hamburger Staatsarchiv. Aus der Akte geht auch hervor, dass er sich während der Haft drei Wochen zur



# Rennzeichnung

(Mr. 46 Abf. 1 Bolls O.)

(Die gutreffenden Ungaben find rot gu unterftreichen.)

1. Familienname: (bei Frauen auch Geburt	Freilery von	Gethirly in	Nentsaño	
2. Sämtliche Vornamen (Rufname zu unterstreich	719210	ng Advy, M	iac, Georg	
3. Spigname:				
4. Beruf:	2			
5. Anscheinendes Alter:	44 Talue	0		
Gehoren am 24	7. 1897	in Libech	bei	

Berlin Charlottenbring Reis and arm 36.

Gefangenenakte von Wolfgang v. Czettritz aus dem Zuchthaus Untermaßfeld von 1942

7. Letter Aufenthalt:

Lazarettbehandlung in Hamburg aufgehalten hat. Nach seiner Entlassung 1937 zieht er laut Meldekarte nach Berlin, dort verliert sich seine Spur, und das Schicksal bliebe ungeklärt.

Von der KZ Gedenkstätte Buchenwald erfährt man, dass er zweimal dort eingewiesen wurde und dort 1943 verstarb. Die erste Einweisung erfolgte 1938 durch die Gestapo Wien, wo von Czettritz als Oberleutnant stationiert war. Um mehr darüber zu erfahren, müsste man in Wien weiter recherchieren, außerdem im Militärarchiv in Freiburg und bei der Wehrmachtauskunftstelle (WAST)in Berlin.

Das zweite Mal kam von Czettritz am 1. Januar 1943 durch die Kripo Weimar als Sicherheitsverwahrter aus dem Zuchthaus Untermaßfeld. Vom Landesarchiv Thüringen wird man an das Staatsarchiv Meiningen verwiesen. Die geben einem Auskunft, dass von Czettritz vom Landgericht Meiningen 1940 zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Im Standesamt Weimar findet sich sein Totenschein vom 27. Februar 1943.

So setzt sich der Leidensweg eines Opfers aus vielen Puzzleteilen zusammen, alle Fragen werden dabei nicht beantwortet, doch es entsteht langsam aber sicher doch ein recht genaues Bild.

Soweit mein kleiner Einblick in meine Recherchen zum Schicksal von verfolgten Homosexuellen in Lübeck in der NS Zeit. Es gibt da noch vieles zu tun, aber ein vielversprechender Anfang ist gemacht.

Christian Rathmer

# Der Film "Ich habe KIEL zu erzählen"

NS-Verharmlosung 2019/20 – öffentlich gefördert und durch Meinungsfreiheit gedeckt?

2019 erlebte Kiels Kommunales Kino "Die Pumpe" einen nie dagewesenen Publikumserfolg. Mehr als 7000 – zumeist wohl begeisterte – Zuschauer sahen Gerald Grotes und Oliver Boczeks Film *Ich habe KIEL zu erzählen. Eine gefilmte Kindheit zwischen 1936 und 1949*. Auch in anderen Spielstätten und Orten wurde der Film gezeigt, z.T. in Exklusivvorführungen: in Kiel unter anderem im Flandernbun-

ker, im Gewerkschaftshaus, in der "anna" in Gaarden, einem AWO-Treffpunkt; in Bordesholm, Eckernförde ...

Kieler Buchhandlungen priesen und boten den Film als DVD an. Naive Besprechungen – in unkritischer Übernahme einer "Produktionsnotiz von Oliver Boczek" – heizten den Hype weiter an: "Das Ergebnis ist dabei viel mehr als ein stimmungsvoller Einblick in eine private Familiengeschichte; es ist auch und vor allem ein faszinierendes Zeitbild über unsere Stadt, das ab sofort ein nicht mehr wegzudenkender Baustein in der Kieler Erinnerungskultur sein wird."

(So wortgleich die Kieler Buchhandlung Erichsen & Nierenheim und das Kino "Schauburg" in Rendsburg).

# Worum geht es?

Wie es der Untertitel nahelegt, beruht der Film auf privaten Filmaufnahmen. Der Kieler Zahnarzt Dr. Rudolf Schultz hatte ab 1936 vor allem seine beiden Söhne gefilmt. aber auch das Leben im damaligen Kiel. "Was der Film-Amateur Rudolf Schultz in den 30er-Jahren begann, vollenden nun die Kieler Filmemacher Gerald Grote und Oliver Boczek nach über 80 Jahren. Dank der jetzt erstmalig sichtbar gemachten Filmschätze können wir dem Leben in Kiel auf die Spur kommen und die Stadt von damals neu erleben." (DVD-Klappentext).

Eben dieses konkrete Erleben der 30er- und 40er-Jahre – das Radfahren der Kinder, die Fahrten zum Strand, Kieler Hafengeschehen, das Erleben der Olympischen Spiele in

Berlin u.a.m. – ist es wohl, was den meisten Zuschauern so gefallen hat. Grote und Boczek sind versierte Filmemacher: Grote war von 2007 bis 2016 Leiter des Naturfilmfestivals "Green Screen" in Eckernförde. Dramaturgisch geschickt haben sie das vorhandene Filmmaterial mit kommentierenden Sätzen des filmenden Vaters sowie eigenen Kommentaren verbunden. Gelegentlich ziehen sie fremdes Material heran, so einen Turmspring-Szene in Zeitlupe, wahrscheinlich aus Leni Riefenstahls Propagandafilm Olympia. Gefördert wurde die Produktion von der Brunswiker Stiftung, der Sparkassenstiftung Schleswig-Holstein, der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte sowie dem Kulturamt der Stadt Kiel.

### Was ist problematisch an diesem Film?

Ein Film, der heute privates Filmmaterial der Jahre 1936 bis 1949 für eine öffentliche Vorführung verwendet, wird darauf achten müssen, es auf dem Stand des heutigen Wissens zu kontextualisieren. Das wird in diesem Film jedoch nicht geleistet. Anders, als es der Wortspiel-Titel "Ich habe KIEL zu erzählen"

verspricht, erzählt der Film vom Leben einer gut situierten Familie, die merkwürdig unberührt von allem NS-Treiben ein privilegiertes Leben führt. Man scheint nichts von dem bemerkt zu haben, was sich in Deutschland, auch in der Kriegsmarinestadt Kiel zusammenbraute. Familie Schultz wird zwar schließDer Hafen. Die Förde. Das Meer. Überall Schiffe. Boote. Kähne. Und immer auch eine Mütze voll Wind. Das ist Kiel, jene Stadt, deren Namen man eigentlich auf Segeltuch schreiben sollte.



Was der Film-Amateur Rudolf Schultz in den 30er Jahren begann, vollenden nun die Kieler Filmemacher Gerald Grote und Oliver Boczek nach über 80 Jahren. Dank der jetzt erstmalig sichtbar gemachten Filmschätze können wir dem Leben in Kiel auf die Spur kommen und die Stadt von damals neu erleben.

Die Kamera ist wie ein Wörterbuch, welches uns die universelle Sprache des Films näher bringt, bei der man mit den Augen zuhören muß, um sie zu verstehen.

# Ich habe KIFL zu erzählen.

D 2018 42 Minuten s/w und Farbe Regie: Gerald Grote und Oliver Boczek

EinfallsReich Filmproduktion Gerald Grote Düppelstr. 71 24105 Kiel 0431 - 800 95 899 geraldgrote@web.de

185

lich 1944 ausgebombt, kann aber rasch in Bordesholm in einem neu gebauten Haus mit angeschlossener Landwirtschaft ihr komfortables, gut versorgtes Leben weiterführen. Der besondere politische Kontext, in den das Alltagsleben auch dieser Familie gehört, wird allenfalls gestreift.

Der Film lässt sich in drei Abschnitte teilen: Es beginnt mit vorwiegend munteren Szenen aus dem Kiel der Vorkriegszeit und endet mit solchen aus der Zeit des Wiederaufbaus. In der Mitte: das Leben der Familie Schultz. In diesem Teil erscheinen die gefilmte Familie wie auch die Stadt Kiel schließlich in der Opfer-Perspektive, als Opfer des Bombenkrieges. Warum Kiel besonders stark bombardiert wurde, erfährt man nicht.

### So blendet der Film historische Zusammenhänge aus

1. Der Vergrößerung der Familie durch die Geburt eines Sohnes nähern sich die Filmemacher durch folgenden Kommentar: "Wir schreiben das Jahr 1936, das Olympiajahr. Alles scheint friedlich, und die Preise sind stabil. Ein Werftarbeiter verdient 70 Pfennig je Arbeitsstunde, und der Liter Milch ist für 22 Pfennig zu haben. Kein Wunder, dass die Einwohnerzahl wächst. Sie beträgt nach offiziellen Angaben genau 241.260, nein ... 261".

Sie haben also offensichtlich etwas recherchiert, vermeiden hier aber jeden Hinweis darauf, welche Gründe Kiels Bevölkerungswachstum wirklich hatte, also auf die forcierte Rüstung, für Kiel insbesondere durch das Flottenbauprogramm. Sollte der humorig-verharmlosende Ton des Kommentars von derartigen Hinweisen freigehalten werden?

2. Dr. Schultz reist 1936 mit seiner Kamera auch nach Berlin und

erlebt die Olympischen Spiele. Sein abschließender Kommentar lautet: "Wie ich fuhr wohl jeder Besucher in gehobener Stimmung heim – in keiner Weise ahnend, dass diese Politik in kurzer Zeit ins Gegenteil umschlagen sollte und nur noch der Aufrüstung und Vorbereitung zu Kriegen dienen würde."

Das ist die eingeschränkte Wahrnehmung des filmenden Vaters 1936. Müssten heutige Filmemacher nicht wenigstens kurz erwähnen, dass Aufrüstung und Kriegsvorbereitung die NS-Politik von Anfang an prägten, nicht erst nach 1936? In einem Film, der ausschließlich für die eigene Familie gedreht wird, müssen solche historisch-politischen Zusammenhänge nicht entfaltet werden. Aber wenn es den Filmemachern Grote und Boczek darum geht, "KIEL zu erzählen" – dazu noch mit öffentlicher Förderung -, können sie nicht so geflissentlich ausgeblendet werden.

3. An einer anderen Stelle des Films kommentiert Dr. Dieter Schultz, der Sohn, heute: "Mein Vater war höherer Offizier und hatte natürlich gewisse Beziehungen und hat immer darauf gedrungen, dass wir möglichst oft Kiel verlassen konnten, um den Bombenangriffen aus dem Weg zu gehen."

Als Zuschauer wüsste man gern Näheres über diese "Beziehungen", die Filmemacher aber scheint das nicht zu interessieren.

4. Um zu veranschaulichen, wo sich die Spiele der zwei Schultz-Kinder abgespielt haben, wird ein Kartenausschnitt von Kiel gezeigt, in dem dieses engere Umfeld markiert ist, begrenzt durch folgende Straßen: Esmarchstraße und Düppelstraße sowie Tirpitzstraße (heu-

te Feldstraße) und Forstweg. Wer nur ein wenig von Kiels Geschichte während der NS-Zeit weiß, wird an den weithin geachteten jüdischen Rechtsanwalt und Stadtverordneten Wilhelm Spiegel denken, der in der Nacht des 12. März 1933 im Forstweg 42 in seinem Haus von NS-Mördern erschossen wurde. Spiegels letztes Geleit wurde zur tausendfachen Demonstration des republikanischen Kiels.

Wenn "Kiel erzählt" wird, ohne derartiges zu erwähnen, sollte doch zumindest in allgemeiner Form umrissen werden, was die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten auch in dieser Stadt bedeutete. Kommentare wie "Die Nationalsozialisten bevorzugten Personen, die ihr Segel nach dem Wind richten" genügen da nicht.

# Erster Protest, gezielte Frage

Erschrocken über einen derartigen Rückfall in längst überwunden geglaubte Narrative schickten wir zusammen mit zwei Freundinnen. die uns auf diesen Film aufmerksam gemacht hatten, ein Schreiben an die vier Förder-Institutionen mit der Frage, "wie es geschehen konnte, dass diese wichtigen Kriterien [die Einordnung der privaten Filmaufnahmen in den historischen Zusammenhang] bei der Zuteilung öffentlicher Fördergelder außer Acht gelassen wurden." (vgl. S. 188; das darin der Website "Filmszene S-H" zugeschriebene Zitat stammt tatsächlich aus der Werbung für den Film).

Dieses Schreiben führte dann dazu, dass Annette Wiese-Kru-kowska, Kiels Referatsleiterin für Kultur und Kreative Stadt, eine Veranstaltung über den Film im Kommunalen Kino am 3. Februar 2020 vorbereitete. Dazu mailte sie den Beteiligten vorab folgendes Programm (vgl. S. 189). Daraufhin fragte ich in einer kurzen Mail: "Unter den 8 von Ihnen formulierten Fragen vermisse ich diejenige, die am Ende unseres Schreibens vom 28. August 2019 an die för-

Brunswiker Stiftung Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte Sparkassen Stiftung Schleswig Holstein Stadt Kiel/Kulturamt

#### "Ich habe Kiel zu erzählen"

Sehr geehrte Damen und Herren,

mit großem Interesse, aber auch mit wachsender Bestürzung haben wir den von Ihnen geförderten Film "Ich habe Kiel zu erzählen - Eine gefilmte Kindheit zwischen 1936 und 1949" von Gerald Grote und Oliver Boczek angesehen. Im Großen und Ganzen entspricht dieser Film dem Narrativ vieler unserer Eltern und Großeltern, dass in der Nazizeit normales Leben, vor allem auch ein schönes Familienleben, möglich gewesen sei.

Natürlich bleibt es jeder Familie überlassen, wie sie mit den Erinnerungen an die Nazi-Diktatur umgeht, aber wenn offizielle Institutionen involviert sind, die sogar finanzielle Mittel bereitgestellt haben, dann könnte man doch erwarten, dass dieses heile Familienleben eine historisch und politisch korrekte Einordnung erfährt.

Die Söhne des Zahnarztes Dr. Schultz werden beim Spielen gezeigt, es gibt schöne Ausflüge ans Wasser, dazu ein Umherschweifen in der Olympiastadt Berlin, und man scheint nicht bemerkt zu haben, was sich in Deutschland, vor allem auch in der Kriegsmarinestadt Kiel, zusammenbraute. "Die Nationalsozialisten bevorzugten Personen, die ihr Segel nach dem Wind richten." So ein Satz bleibt doch sehr allgemein und bezugslos.

Dieter Schultz erwähnt im Film, der Vater habe "natürlich gewisse Beziehungen gehabt", die der Familie halfen, die Stadt möglichst oft zu verlassen, um den Bomben aus dem Weg zu gehen. Über diese Beziehungen hätten wir gern etwas mehr erfahren. Etwa zeitgleich mit ihrem schönen Leben in Kiel, den Ausflügen ins Umland, geschahen drei Morde, die einer Düsternbrooker Familie kaum verborgen geblieben sein konnten, zumindest aber in diesem Film erwähnt werden müssten: Der jüdische Rechtsanwalt und Stadtverordnetenvorsteher Wilhelm Spiegel wurde im März 1933 in seiner Wohnung im Forstweg von Nationalsozialisten ermordet. Etwa drei Wochen später wird der Kieler Kaufmannssohn, Dr. Friedrich Schumm, von Nationalsozialisten im Gefängnis in der Blumenstraße ermordet. Auch der Mord an Dr. Hillert Lueken muss Stadtgespräch gewesen sein. Dr. Lueken war Sohn des Kieler Oberbürgermeisters (bis 1933) und hatte noch 1936 für Deutschland an den olympischen Segelwettbewerben teilgenommen. 1937 wurde er wegen seines Verhältnisses mit Lotte Goldmann (später Lotti Huber) denunziert, verhaftet und im Gefängnis aller

Deutschland war eine Diktatur, in der sich manche gut zurechtfanden, andere wiederum in Todesangst lebten: Kein Wort darüber im Film. Natürlich ist es die private Entscheidung der Familie Schultz, wenn dies in einem Film über ihre eigene Familie nicht zur Sprache kommt. Aber wenn es den Filmemachern Gerald Grote und Oliver Boczek mit öffentlicher Förderung darum geht, "Kiel zu erzählen", dann können diese Vorkommnisse nicht einfach verschwiegen werden. Das private Leben muss dann in die allgemeinen Zusammenhänge eingebettet werden.

Dass ein dermaßen unreflektiert konzipierter Film ein wichtiger "Baustein in der Kieler Erinnerungskultur" ist, wie auf der Webseite "Filmszene S-H" behauptet, möchten wir bezweifeln.

Wir fragen uns vielmehr, wie es geschehen konnte, dass diese wichtigen Kriterien bei der Zuteilung öffentlicher Fördergelder außer Acht gelassen wurden.

Maleen und Ulrike Harten

Wahrscheinlichkeit nach ermordet.

Barbara und Hartmut Kunkel

# Programm Film- und Diskussionsabend am Montag, 3.2.2020, 18:30 Uhr, Pumpe, Kiel

Begrüßung (10 Min.) Rolf Fischer, Vorsitzender Gesellschaft Kieler Stadtgeschichte Anschließend Moderation: Annette Wiese-Krukowska, stv. Vorsitzende Gesellschaft Kieler Stadtgeschichte

Film ab! "Ich habe Kiel zu erzählen" (42 Minuten)

#### Podiumsrunde:

- Rolf Fischer
- Hartmut Kunkel, AKENS
- Insa Rix-Oldigs, Gymnasiallehrerin (angefragt)
- Emma Döhler, Schülerin, Vorsitzende des Jungen Rates Kiel
- Gerald Grote/Oliver Boczek (Filmemacher)
- Dr. Eckhard Pabst, Die Pumpe

Plenumsfragen/Diskussion

Gesamtdauer der Veranstaltung <u>2 Stunden</u>, anschließend Gespräche bei Getränken und Laugengebäck

Veranstalterin: Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte

Leitfragen: Was will der Film erreichen? Ist er ein Beitrag zur Kieler Erinnerungskultur bezogen auf die NS Zeit? Wie war/ist die Resonanz auf den Film bislang? Ist er zu unkritisch bezogen auf die NS Zeit? Gibt er ein verzerrtes Bild dieser mörderischen Diktatur wieder? Kann er ggf. geeignet sein, in den politisch/historisch bildenden Unterricht einbezogen zu werden? Wenn ja, wie müsste er didaktisch aufbereitet werden? Was kann der Film leisten, um jungen Menschen die NS Geschichte zu vermitteln?

Programm der Vorführung mit Diskussion von "Ich habe KIEL zu erzählen" am 3. Februar 2020 im Kommunalen Kino "Die Pumpe" Kiel

dernden Institutionen stand [...]. Meinen Sie nicht, dass eine Frage lauten sollte, ob ein solcher Film öffentliche Förderung verdient?" Die Antwort lautete: "Die Frage

greife ich gerne mit auf, sie ist ja auch der Grund für die Veranstaltung." Eben das geschah allerdings nicht, weder vor noch während der Veranstaltung.

#### Kiel erneut erzählt

Nach der Vorführung des Films am 3. Februar 2020 – wieder vor nahezu vollbesetztem Kommunalen Kino, wenn auch nach Aussage Gerald Grotes zum ersten Mal ohne Applaus – standen auf dem Podium fünf Personen, die ein Interesse mit dem Film oder seiner Förderung verband: Außer den Filmemachern waren das Dr. Eckhard Pabst vom Kommunalen Kino sowie A. Wiese-Krukowska

189

für die Stadt Kiel, zugleich Moderation, und Rolf Fischer als Vorsitzender der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte sowie zwei, die bloße Zuschauer des Films waren: die Schülerin Emma Döhler vom Jungen Rat Kiel und ich.

Dass das Publikum diesmal ein anderes als bei den sonstigen Vorführungen dieses Films war, wurde auch in der anschließenden Diskussion deutlich, bei der in Bezug auf den Film ausschließlich kritische Wortmeldungen zu hören waren, zum Beispiel: "...ein Film im Stil der Heimatfilme der 50er Jahre". Zuvor hatten die Filmemacher über das Zustandekommen des Films berichtet, und Dr. Pabst hatte die erfolgreiche Vorführungsgeschichte skizziert.

Deutliche Zustimmung gab es dann, als ich an drei Beispielen zeigte, wie geschichtsvergessen und verharmlosend die Filmemacher vorgegangen waren, und dann, als die Abiturientin Emma Döhler sich ebenfalls kritisch äußerte. Auch sie vermisste eine hilie, und empfand den Film als eine Verharmlosung des NS wie auch der Kriegssituation, ungeeignet für eine unkommentierte Verwendung in der Schule. Vom Publikum war auch Erleichterung darüber zu hören, dass diese Diskussion endlich stattfand. Etliche Teilnehmer hatten die Wohlfühl-Stimmung in den bishe-

rigen Vorführungen als irreal und

storische Einordnung der Famili-

enszenen, allein schon wegen der

offensichtlich privilegierten Fami-

beklemmend erlebt.

A. Wiese-Krukowska und R. Fischer traten als quasi-neutrale Moderatoren und Ermöglicher der Veranstaltung auf. Zur Problematik der Förderung des Films kein Wort von ihrer Seite und auch nicht darüber, dass es ohne unseren Brief nicht zu dieser Veranstaltung gekommen wäre. Immerhin werden sie den Eindruck mitgenommen haben, dass der Film so keinesfalls im Unterricht oder auch in

Ausstellungen verwendet werden

sollte.

# Nachklapp ohne Ergebnis

Der Mailwechsel mit A. Wiese-Krukowska in den folgenden Tagen weckt allerdings durchaus Zweifel. Am 5. Februar 2020 hatten wir gemailt: "Wir fanden den Abend ebenfalls im Großen und Ganzen gut, gerade auch, weil das bei diesem Termin anwesende Publikum den Film nicht so kritiklos hinnahm. Wir hoffen sehr, dass er in dieser Form nicht in Kiel für Unterrichtszwecke angekauft wird. [...] Eine Enttäuschung bleibt allerdings: War es wirklich nicht möglich, ein Bedauern über die öffentliche Förderung dieses die NS-Zeit verharmlosenden Films öffentlich auszusprechen?"

Aus der Antwort-Mail A. Wiese-Krukowskas vom 6. Februar 2020: "Zu Ihrer Frage kann ich sagen, dass ich die Förderung nicht grundsätzlich in Frage stellen und daher auch kein Bedauern ausdrücken würde. Eine solche Distanzierung halte ich weder für notwendig noch für richtig. Vielmehr finde ich auch so eine Perspektive, wie der Film sie anhand des authentischen Materials zeigt, wichtig für das Verständnis der Geschehnisse. Zudem zeigt er auch, was mit der Konzentration auf das Familienglück alles ausgeblendet wurde. Da war die Familie Schulz nun wahrlich kein Einzelfall, sondern eher prototypisch für die Menschen dieser Gesellschaftsschicht. Auch das ist eine wichtige Erkenntnis, wenn sich heutige Generationen fragen, wieso das verbrecherische System der NS Herrschaft zustande kommen und über Jahre bestehen konnte. Und der Film steht ia zum Glück auch nicht allein da in der Landschaft der Erinnerung an diese Zeit. Daher finde ich nicht, dass man ihn verdammen und ihm die Unterstützung im Nachhinein absprechen muss. Wir werden insbesondere durch die Einrichtung des Kieler Zentrums für die Ge-

schichte des 20. Jahrhunderts einen deutlichen Akzent auf die Erinnerungsarbeit in Bezug auf die NS Zeit legen. Seien Sie gewiss, dass dabei die grauenhaften Verbrechen, die in dieser Zeit auch in Kiel geschahen, ihre wichtigen und notwendigen Stellenwert bekommen werden [...]. Also, nichts für ungut. Sie wissen, dass ich seit Jahren selbst in der Politischen Bildung arbeite und auch Vereine wie den AKENS und den Beirat für Geschichte seit Jahrzehnten als Mitglied unterstütze. Und gut, dass Sie das auch schon so viele Tahre tun und nicht nachlassen. Dennoch bin ich in dieser Frage der Filmförderung eben anderer Auffassung als Sie. Meinungsfreiheit. Sie wissen schon ... :)"

Diese E-Mail wurde geschrieben am selben Tag, an dem im Thüringer Landtag ein Ministerpräsident mit den Stimmen von CDU, FDP und AfD gewählt worden war. Die Stadt Kiel plant ein Zentrum für die Geschichte des 20. Jahrhunderts, aber die Förderung eines Films, der die 30er- und 40er-Jahre in Kiel deutlich verharmlosend darstellt, wird von der Referatsleiterin für Kultur und Kreative Stadt unter Meinungsfreiheit verbucht.

# Überleben ungewiss

# Das Schicksal der Kinder von Zwangsarbeiterinnen in Schleswig-Holstein. Ein Forschungsprojekt des AKENS

Von 1943 bis Kriegsende kamen in Schleswig-Holstein mehrere Hundert Kinder von Zwangsarbeiterinnen ums Leben. Bis heute wissen wir fast nichts über diese unbeachtete Opfergruppe.

Um die Arbeitskraft schwangerer Zwangsarbeiterinnen optimal ausbeuten zu können, wurden ab 1943 Geburt und Betreuung ihrer Kinder staatlich geregelt. Unter dem irreführenden Begriff "Ausländerkinder-Pflegestätten" waren in jedem Landkreis und/ oder in größeren Lagern Einrichtungen zu schaffen, in denen die Kinder zur Welt kommen und betreut werden sollten, während die Mütter bereits nach wenigen Tagen wieder arbeiten mussten. In vielen dieser "Pflegestätten" ließ man die Kinder vermutlich ohne ausreichende Pflege und Versorgung sterben; viele überlebten nur wenige Tage, die Todesraten waren hoch.

Der AKENS hat nun ein Forschungsprojekt gestartet, um das Schicksal dieser Kinder für Schleswig-Holstein endlich aufzuklären - ein Desiderat, das erst beschämende 75 Jahre nach dem Tod der Kinder aufgearbeitet wird. In Kooperation von derzeit 20 Historikerinnen und Historikern aus Norddeutschland wollen wir zum einen den Kindern ihre Namen zurückgeben, sie auf diese Weise aus dem Vergessen holen und würdigen. Zum anderen untersuchen wir auch die generellen Bedingungen ihrer Geburt, ihres oft nur sehr kurzen Lebens und ihres Sterbens.

# Ausgangslage und Kenntnisstand

Der Forschungsstand zu diesem Komplex ist für Schleswig-Holstein sehr unbefriedigend, es gibt nur wenig Literatur. Daher basiert das Forschungsprojekt auf sehr umfangreichen Aktenbeständen, aus denen heraus die Kinder mit den Orten ihrer Geburt und ihres Todes identifiziert werden können. Bereits jetzt zeichnet sich ab, dass die organisatorischen Vorschriften

vermutlich nicht in der damals vorgegebenen Form umgesetzt wurden – nur wenige der identifizierten Einrichtungen dürften den Vorgaben der angeordneten "Ausländerkinder-Pflegestätten" entsprochen haben.

Daneben scheinen vielfältige Sonderformen existiert zu haben: Betreuungseinrichtungen entstanden in bereits bestehenden Lagern,



Die Zwangsarbeiterin Zofia Dorosynska, die am 10. August 1944 eine Tocher gebar

etwa in Pinneberg, Geesthacht, Lübeck oder Kiel; lokal kam es zu pragmatischen Lösungen. Aber es tauchen auch Hinweise und Belege zu bislang unbekannten Einrichtungen an neuen Orten auf, die nun der Nachrecherche in regionalen und lokalen Archiven bedürfen.

Das Forschungsprojekt hat nicht nur den Anspruch, alle damals in Schleswig-Holstein ums Leben gekommenen Kinder soweit möglich namhaft zu machen und auf diese Weise zu würdigen. Es soll auch die bisher oft pauschal als Tötungseinrichtungen kategorisierten "Ausländerkinder-Pflegestätten" näher analysieren. Das Ziel ist, die Handlungsspielräume zwischen institutionalisierter Vernachlässigung, bewusstem Sterbenlassen, organisiertem Mord, aber auch aktiver Hilfe differenzierter auszuleuchten und konkret zu beschreiben.

### Ablauf und Realisierung

Derzeit befindet sich das Projekt im ersten umfassenden Recherche-Stadium, um die Kinder sowie die Orte ihrer Geburt und ihres Todes zu ermitteln. Daran werden sich vertiefende Archivrecherchen anschließen, um die Vorgänge und Verantwortlichkeiten in den identifizierten Einrichtungen aufzuklären und nachzuzeichnen.

Die Ergebnisse des Forschungsvorhabens sollen in jeweils geeigneten Medienformaten auf Landes-, Regional- und Lokalebene präsentiert werden – von Ausstellungen über Schulprojekte





Die Anna Dorosynska	
	Katholisch
vohnhaft in Vaale.	
am No. August 1944	um 4 Uhr 30 Minuter
Vaale.	verstorben
Die Verstorbene war geboren am	13. Juli 1944
Scheneferd	, , , , , , , , , , , , , , , , , , ,
(Standesamt Schenefeld	Nr. 31/1944
Vator	
Mutter: Sofia Dorosynsha	
Mutter: Sofia Doros inska Wolinhaft in Vante  Derstorbene war - nicht - vo	>rheiratet
Wohnhaft in Vaate  D Verstorbene war nicht ve	den 29. Ollober 1941

Quelle: Arolsen Archives 2.2.2.3 Nr. 77082820

und Workshops bis zu Vorträgen. Da der Lehrstuhl für Regionalgeschichte mit Schwerpunkt zur Geschichte Schleswig-Holsteins am Historischen Seminar der Universität Kiel als assoziierter Partner mit dem AKENS kooperiert, sollen die Ergebnisse auch im Rahmen eines Symposiums der wissenschaftlichen Öffentlichkeit präsentiert und diskutiert werden. Außerdem beteiligen sich Studierende aus Kiel an den Forschungen.

Bei weiterhin gutem Fortgang der Arbeiten könnten die Grundrecherchen bis Jahresende 2021 abgeschlossen sein. Erste öffentliche Umsetzungen dürften ab Frühjahr 2022 möglich sein. Sämtliche Ergebnisse werden abschließend in einem Forschungsband publiziert. Für dieses Projekt kehrt der AKENS zu seinem ursprünglichen und namensgebenden Charakter als Arbeitskreis zurück. Wir freuen uns, dass neben langjährigen Mitstreitern auch viele neue engagierte Autorinnen und Autoren für das Vorhaben gewonnen werden konnten.

Weitere Mitarbeiter\*innen, Unterstützung und Hinweise jeglicher Art sind jederzeit willkommen. Koordination des Projektes: Rolf Schwarz und Kay Dohnke (AKENS).

Rolf Schwarz / Kay Dohnke

# Anders sein, nicht dazugehören, nicht richtig sein?

# Ein Stolperstein für Christine Jürgensen auf Föhr

"Stolpersteine" nennt man die kleinen Gedenktafeln im Bürgersteig. Verlegt werden sie von dem Künstler Gunter Demnig, um an das Schicksal von Menschen zu erinnern, die durch die Nationalsozialisten ermordet wurden – oder den wenigen, denen die Flucht gelang. Juden, Sinti und Roma, politisch Verfolgte, religiös Verfolgte, Zeugen Jehovas, Menschen mit geistiger und/ oder körperlicher Behinderung, Menschen, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer

Hautfarbe verfolgt wurden, als "asozial" verfolgte Menschen, wie Obdachlose oder Prostituierte, Zwangsarbeiter und Deserteure.

Am 29. Juni 2020 trafen wir – die Familie, Freunde, Bekannte und Interessierte – uns vor einem kleinen Friesenhaus in Boldixum auf der Insel Föhr, in der Straße Grönland Nr. 2, zur Verlegung eines Stolpersteins.

Gunter Demnig selbst war angereist, um die kleine Messingplatte auf ihrem Steinsockel im Kopfsteinpflaster vor dem Haus



Gunter Demnig verlegt den Stolperstein für Christine Jürgensen

unserer Urgroßeltern zu verlegen. Diese Aktion erlaubte uns, eine Person zu ehren, die lange in die Vergessenheit verdrängt worden war: Christine Jürgensen, die am 14. September 1944 im Zuge des T4-Programms (auch "Krankenmorde" oder "Euthanasie" genannt) ermordet wurde.

Als meine Schwestern und ich aufwuchsen, wurde diese Großtante nie erwähnt. Wir sahen nie Familienfotos, auf denen Christine eingeschlossen gewesen wäre. Nie erwähnte unsere Oma die Schwester. Wenn vom Leben im Haus Grönland Nr. 2 erzählt wurde, kam Christine nie vor. Erst viel später entdeckten meine ältere Schwester und ich ihren Namen

auf dem Grabstein der Urgroßeltern und wunderten uns: Wer war denn Christine?

Auf Befragen erzählte meine Mutter, dass Christine nach "Schleswig" gekommen war. Für uns Kinder bedeutete "Schleswig" damals nicht die Stadt mit dem schönen Altstadtkern, der Schlei oder dem Dannewerk: "Schleswig" war gleichbedeutend mit der "Irrenanstalt", die dort lag und von der jedes Kind wusste. "Schleswig" löste ein Gruseln aus – und die Angst vor dem "Anderen", dem "Nicht-Dazugehören", dem "Nicht-Richtig-sein".

Als ich viele Jahre später wieder mal nachfragte, was denn mit Christine geschehen sei, erfuhr

196



Die Schwestern Sabine Nielsen, Eike Peyser und Petra Bohde bei der Stolpersteinverlegung

ich, sie sei in "den Osten" gekommen, und von dort hätte die Familie die Nachricht ihres Todes erhalten.

Die Tatsache, dass sie in Schleswig in die Heilanstalt eingewiesen wurde, ist erschreckend genug. Aber was war passiert, wieso kam sie im Osten um? Keiner schien es zu wissen, Papiere oder Dokumente bestehen nicht.

Doch ich lese nach und recherchiere. Das T4-Programm der Nationalsozialisten basierte auf dem Prinzip der Eugenik. Es sollte eine "Reinigung des deutschen Volkes" darstellen – zwischen 1939 und 1945 wurden Menschen mit körperlichen und geistigen Behinderungen als "nutzlose und asoziale

Schädlinge" bezeichnet, die die Volksgesundheit bedrohten und deshalb ermordet wurden. Mindestens 200.000 Menschen kamen so um.

Zu diesem Zeitpunkt habe ich schon die ersten beiden meiner Föhr-Krimis veröffentlicht. und ich beginne eine Handlung für den Dritten zu entwickeln. der auch diese dunkle Seite des Nationalsozialismus behandelt. Mein Sohn weilt zu iener Zeit in Deutschland (ich lebe noch in Melbourne in Australien). Ich erzähle ihm am Telefon von meiner Idee und auch von der Großtante Christine. Wenige Tage später ruft er mich zurück. An der Uni Hamburg hat er eine Dozentin getroffen, die bereit ist, mir weiterzuhelfen.

Frau Dr. Beate Meyer ist assoziierte Wissenschaftlerin am Institut für die Geschichte der deutschen Juden und ist bereit, nach Christine zu suchen. Erstaunlicherweise – ich habe damals nicht mal ihr Geburtsdatum! – findet Frau Dr. Meyer schnell den ersten greifbaren Hinweis auf das Schicksal unserer Großtante im Landesarchiv.

### Ausgangslage und Kenntnisstand

"Am 3. Juli 1920 wird das Dienstmädchen Christine Hermine Jürgensen von ihrem Vater in die Landesheilanstalt Schleswig-Stadtfeld gebracht. Der zuständige Staatsanwalt ist involviert, allerdings wird aus den wenigen handschriftlichen Notizen nicht deutlich, warum und in welcher Form. Neben einer Registrierkarte der persönlichen Dinge verrät die Akte nur, dass Frau Jürgensen am 12. August 1920 wieder nach Boldixum entlassen wird. Eine Diagnose oder andere Bemerkungen zu ihrer Krankheit oder Behandlung sucht man vergeblich. Das Fehlen von Behandlungsunterlagen deutet darauf hin, dass sie wieder in Stadtfeld eingewiesen wurde und von dort in eine Tötungsanstalt verlegt wurde."1

Die Spur scheint sich also 1920 zu verlaufen. Blieb Christine in Schleswig – bis an ihr Lebensende? Meine Schwester erzählt, dass unsere Oma ihre Schwester Christine einmal in Schleswig besucht haben soll. Es scheint unmöglich, mehr herauszufinden.

Und doch geistert Christine immer mal wieder durch meinen Kopf. Beharrlich erinnert sie an sich, bis ich mich eines Tages entschließe, mehr über sie herauszufinden. 2008 rufe ich eine ihrer direkten Nichten an, Bernice, die inzwischen in Amerika lebt. Sie erinnert sich an die Tante, die sie wegen ihrer Sonderlichkeit ängstigte. Einmal soll sie nachts durchs Haus gegeistert sein – schreiend drohend, das Haus anzuzünden. Ihre Nichte war damals ein kleines Mädchen, natürlich hat sie der Vorfall erschreckt.

Ein noch lebender Neffe jedoch hat warme Erinnerungen an Christine. Es wird auch berichtet, dass sie still war und sehr schön sticken konnte. Viele Jahre später erbt meine ältere Schwester eine Tischdecke, die Christine mit einem feinen Kreuzstichmuster verziert hat.

Eine Cousine, Christines Großnichte, gibt mir die Kopie eines Fotos, auf dem Christine mit ihren Eltern und Schwestern dargestellt ist. Zum ersten Mal sehe



Christine Jürgensen (r.), 1923 noch selbstverständlich auf einem Familienfoto mit dabei

ich diese Person, die mir bis dahin immer etwas unwirklich erschien. Ich bin tief berührt – vor allem, da sie meiner Oma sehr ähnlich sieht, die gleiche aufrechte Haltung, das ernste Gesicht.

Fast zehn Jahre später, 2017, entdecke ich im Hause meiner Großeltern, das mein Mann und ich inzwischen übernommen haben, eine alte Familienbibel. Und darin, in deutlicher Handschrift, eine Liste der Familie Jürgensen – geschrieben von Christines Vater!

Drei Schwestern hatte sie. Meine Oma, Meta, war die Älteste. Dann kam Johanna, Hanna genannt; Christine (Stine) und schließlich Luise oder Lieschen.

Die Eltern waren Christian Emil Jürgensen, ein "Landmann", der aber nicht von Föhr stammte, und Louise Marie, geborene Beck, aus Borgsum auf Föhr.

# Idylle ...

Langsam kann ich mir ein Bild von der Familie machen – mit Hilfe der Cousine, deren Mutter, Lucy, als Kind in dem Haus in Boldixum aufgewachsen ist. Das Haus steht immer noch in Grönland Nr. 2, obwohl es inzwischen abgerissen und auf demselben Grundriss wieder neu aufgebaut wurde. Steht man heute vor dem Haus, ist

es schwer, sich einr sechsköpfige Familie dort vorzustellen. Es ist ein typisches kleines Friesenhaus, strohgedeckt, mit einem niedrigen Dach und einem Heuboden. Die ganz linke Seite des Hauses nahm der Stall ein. Hier standen Uropa Jürgensens Kühe und sicher auch das eine oder andere Schwein. Bis zu seinem Tode hielt er Kühe. Als er zu alt wurde, sie selbst zu melken, mussten die Enkelin Lucy und ihr Mann morgens nach Boldixum radeln, um zu melken.

Auch Äcker und Felder besaß er, und während seine Enkelkinder sich an fröhliche Kutschfahrten zur Wrixumer Mühle erinnern, wo das Korn gemahlen wurde, fanden sie die harte Feldarbeit, an der sie im Sommer und Herbst teilnehmen mussten, nicht so lustig. Aber Uropa Jürgensen war streng und bestand auf der Hilfe seiner Familie.

Auf der rechten Seite des Hauses fand man die Küche, die "gute Stube", aufgrund der Delfter Kacheln an den Wänden das "Kachelzimmer" genannt, und das holzgetäfelte Zimmer. Dort standen die Alkoven, in denen die Eltern und Töchter schliefen.

Sicher hätte Uropa Jürgensen sich einen Sohn gewünscht, der seinen Bauernhof hätte übernehmen können. Aber er kann auf seine Töchter stolz sein. Drei von ihnen heiraten bodenständige, fleißige Handwerker. Meta ehelicht 1922 den Tischlermeister Ewald Nielsen aus Wyk. Hanna heiratet wenige Monate später den Sohn einer bekannten Wyker Bäckersfamilie. Er selbst ist Elektriker, und er wandert mit seiner Hanna nach Amerika aus.

Leider stirbt er sehr früh an Krebs, und Hanna kehrt mit zwei kleinen Mädchen (Lucy und Bernice) zurück ins Haus in Boldixum. Sie lebt dort bis an ihr Lebensende – als Uroma Louise stirbt (noch vor dem Zweiten Weltkrieg) führt Hanna dem Vater das Haus und pflegt ihn bis zu seinem Tode.

Die jüngste Tochter, Lieschen, heiratet einen erfolgreichen Bauunternehmer. Sie 'wandert' nach Bordelum aus – und leidet ihr Leben lang an Heimweh nach Föhr! Sie kehrt oft zu Besuchen zurück.

Wahrscheinlich war es ein Segen, dass Uroma Louise so früh starb, sie erlebte nicht mehr das grausame Schicksal, das ihrer Tochter Christine widerfuhr. Anders als ihre Schwestern heiratete Christine nicht. Zum Ende des Ersten Weltkrieges erlag ihr Verlobter seinen schweren Verletzungen. Es heißt, er starb einen schmerzhaften Tod auf dem Operationstisch.

Christine war verzweifelt und fiel in eine schwere Depression, von der sie sich nie erholte. Eventuell litt sie an einer manischen Depression, das könnte das Schreien und die Drohung erklären, an die ihre Nichte Bernice sich erinnert. Jedenfalls liefert ihr Leiden sie dann 24 Jahre später in die Hände der Nazis aus, die ihr Leben als "nutzlos" klassifizieren, ihre Person als eine Bedrohung der "Reinheit des Deutschen Volkes".

#### ... und Vernichtung

2018 schlägt meine ältere Schwester vor, einen Stolperstein für Christine legen zu lassen. Es ist Zeit, sich ernsthaft mit dem Schicksal Christines zu beschäftigen.

Zögerlich wende ich mich an den Verein Stolpersteine. Erstaunlicherweise wird mir versichert, dass auch die karge Information, die ich zu diesem Zeitpunkt besitze, genügt – Christines Name, ihr Geburtsort und Datum, ihre Einweisung in die Heilanstalt Schleswig-Stadtfeld 1920. Die Verlegung kann aber erst in etwa einem Jahr stattfinden, weil Herr Demnig möglichst jeden Stein selbst verlegt.

Inzwischen habe ich auch bei einem Besuch auf unserem Dachboden alte private Briefe gefunden aus der Zeit von 1905 bis etwa 1970. Sie sind zum größten Teil in der alten Kurrent und in Sütterlinschrift geschrieben, die ich nicht lesen kann. Aber eine andere Cousine hat es sich zum Hobby gemacht, diese Schriften zu studieren, und sie übersetzt geduldig die vielen Briefe.

Und erstaunlicherweise erscheinen hier wieder Hinweise auf Christine. 1940 sendet ein Onkel aus Hamburg Grüße an die Familie in Boldixum – einschließlich Christine. 1940 lebt sie also im

Haus Grönland 2 in Boldixum!

Nachfragen bei ihren direkten Nichten und Neffen bestätigt diese Auskunft: Nach ihrem kurzen Aufenthalt in Schleswig-Stadtfeld im Jahre 1920 lebt Christine bei ihren Eltern. Später stößt dann Hanna, aus Amerika zurückgekehrt, mit ihren beiden Töchtern Lucy und Bernice dazu. Wieder einmal sind die Alkoven in der getäfelten Stube wohl besetzt!

Doch dann erscheint ein Brief aus dem Jahre 1941. Hier erkundigt sich eine Bekannte aus Schleswig nach Christine und fragt, "ob sie Christine in Schleswig-Stadtfeld besuchen sollte?" 1941 ist Christine also wieder in der Heilanstalt. Wie ist sie dort hingekommen? Warum?

Da die Stadtfelder Patientenakten vernichtet worden sind, wissen wir keine Antwort darauf, wir können nur spekulieren. Verschlimmerte sich ihre Krankheit? War es für die Familie zu schwer, Christine zu Hause zu behalten – in dem politischen Klima, in dem Ahnenpässe jede Familie registrieren und eine Behinderte einen Schatten auf das Leben ihrer Familie werfen kann? Wurde sie denunziert oder zwangseingewiesen? Es ist nicht bekannt.

1941 ist sie also wieder in Stadtfeld – aber wie kam sie nach Pommern? Ich suche im Kirchenarchiv nach Christines Todesurkunde. Die Kirchenbücher aus der Zeit liegen in der Ferring Stiftung in Alkersum auf Föhr. Ich besuche den Archivar – mit wenig Hoffnung, die Information zu erhalten, die ich suche. Wenige Minuten später jedoch erscheint Herr Jannen mit einem gebundenen Buch, aufgeschlagen an der richtigen Seite. Nun liegt uns Christines Geburtsurkunde vor! Geboren wurde sie am 5. September 1902, sie war also erst 18 Jahre alt, als sie 1920 in Schleswig-Stadtfeld eingewiesen wurde.

Und ganz unten rechts, versehen mit einem Stempel des zuständigen Standesamts Meseritz/ Obrawalde ihr Todesdatum: 22. September 1944 in der "Heil- und Pflegeanstalt Meseritz'. Da ist er also: der Beweis, dass Christine tatsächlich in "den Osten" kam und dort starb.

Ich erneuere den Kontakt zu Frau Dr. Meyer, die inzwischen Teil eines Netzwerkes von Leuten ist, die sich alle mit den Opfern der Nazis beschäftigen und die unermüdlich recherchieren, Archive einsehen und Orte bereisen, wo noch Akten aufzufinden sind. Frau Dr. Meyer leitet meine Anfrage an den "Stolpersteinforscher", Herrn Ingo Wille weiter. Später sendet Herr Wille mir die Fotos, die er

selbst bei einem Besuch in Meseritz gemacht hat.

Dann stoße ich mit Hilfe von Frau Dr. Meyer und Herrn Wille auf Dr. Harald Jenner. Er findet einen kurzen Eintrag im Aufnahmebuch Schleswig-Stadtfelds, nämlich dass Christine Jürgensen am 14. September 1944 aus Stadtfeld nach Meseritz in die "Heil- und Pflegeanstalt Obrawalde" deportiert wurde. Eine Diagnose oder ein Befund zu ihrem Zustand fehlen.

"Als die Kieler Uniklinik 1944 ausgebombt wird, braucht man Platz für die Patienten – und kommt schnell auf Schleswig. Die Irren sollen Platz machen. Am frühen Morgen [...] werden 700 Patienten in einer Art Todesmarsch von der Klinik zum Kreisbahnhof geführt, quer durch die Stadt. Sie tragen Holzpantinen, das Klappern auf dem Pflaster weckt die Anwohner, viele blicken durchs Fenster auf den gespenstischen Zug".<sup>2</sup>

Dies war der größte Patiententransport. Sie wurden in die Landesheil- und Pflegeanstalt Obrawalde bei Meseritz in Pommern gebracht. Wussten sie, dass sie dort der Tod erwartete? Am 22. September 1944, nur zehn Tage später, wurde Christine in Meseritz getötet.

Zu ihrem Tod kann ich nur hinzufügen, dass verschiedene Methoden angewandt wurden, um Krankenmorde auszuführen.

<sup>202</sup> 



Familienbibel, Familienfoto und Bild von Christines Elternhaus

Wenn es nicht drängte, ließ man die Patienten einfach verhungern, indem fleischlose, fettarme Kost eingesetzt wurde. Manchmal wurden die verschriebenen Beruhigungsmittel einfach erhöht, so dass die Patienten oft vorgeblich an Lungenentzündungen starben. Erschießungen waren auch üblich. Ich nehme an, dass wegen der großen Anzahl der eingelieferten Patienten und dem Zeitpunkt zum Ende des Krieges, die Wahl auf Gift fiel.

Manchmal wurde den Familien ein Häufchen Asche zugesandt, angeblich die Asche des Verstorbenen, aber man weiß aus Berichten, dass die Asche der Toten nicht getrennt wurde. Die Stolpersteinverlegung hat uns unsere Großtante Christine gegenwärtig gemacht. In unseren Gesprächen und Gedanken taucht sie wieder auf. Sie hat ihren Platz in unserer Familie wieder eingenommen – und das ist schön.

Dafür sind wir Herrn Demnig und seiner Initiative sehr dankbar.

Ein weiterer Stolperstein liegt in Wyk vor dem Hotel Atlantis, Sandwall 29, für Elsa von Biela, geb. Jacobsen, geboren 1877, deportiert 1942.

"Jeder Stolperstein erinnert an einen Menschen, gibt ihm den Namen zurück und wieder einen Platz in unserer Gesellschaft."

Sabine Nielsen

# Das verlogene Erbe

# Prozess gegen den Stutthof-Wachmann Bruno Dey

Als am Morgen des 3. Mai 1945 zwei Binnenschiffe am Strand von Neustadt in Ostholstein im flachen Wasser auf Grund liefen. hatten 2.000 Häftlinge des Konzentrationslagers Stutthof eine tagelange Irrfahrt über die Ostsee überstanden. Eine Gruppe norwegischer Häftlinge hatte die Initiative ergriffen und die in der Nacht unbewachten Schiffe "Vaterland" und "Wolfgang" zum Ufer dirigiert. Viele Häftlinge waren unterversorgt und krank. Sie hatten in den Laderäumen unter Deck bleiben müssen, der Tod einer unbekannten Zahl von Häftlingen war die Folge.

Während nun in den frühen Morgenstunden des 3. Mai einige Häftlinge nach Nahrung suchten, waren andere trotz Hilfe ihrer Kameraden und Kameradinnen zu schwach, um den Weg durch das flache Wasser zum Strand zu bewältigen. Die Anwesenheit der Häftlinge bleib neiht unbemerkt. Marinesoldaten aus Neustadt und Wachleute aus dem KZ Stutthof. die die Nacht im Marinestützpunktverbracht hatten, wurden zum Strand in Marsch gesetzt. Dort begannen sie, Häftlinge zusammenzutreiben und nach Neustadt zur Kaserne zu bringen. Dabei ermordeten sie die noch auf den Schuten befindlichen Häftlinge. Sie sonderten diejenigen Häftlinge ab, die das Marschtempo nicht mithalten konnten, und erschossen sie am Ende der Marschkolonnen.

Die Täter, Stutthofer SS und SD, Marinesoldaten und vermutlich weitere alarmierte Bewaffnete, ermordeten mindestens 257 Häftlinge. Britische Ermittler fanden Zeugen, die berichteten, dass der Kapitänleutnant Ziemann den Gebrauch der Waffe gegen Häftlinge befahl, stellten aber dennoch das Verfahren 1949 ein.

Für die Morde von Neustadt wurde nie ein Täter zur Rechenschaft gezogen. Der letzte Versuche endete im Jahr 2015, als die Staatsanwaltschaft beim Landgericht Lübeck die Ermittlungen, die auf Anzeige der Hamburger Rechtsanwältin Barbara Hüsing und des Journalisten Günther Schwarberg 1984 aufgenommen worden waren, einstellte.

Obwohl der Staatsanwaltschaft die Aussagen von vier SS-Männern des KZ Stutthof und von Marinesoldaten aus Neustadt als "seltsam", "sonderbar" und als mögliche Schutzbehauptungen auffielen, waren es nur die Protestschreiben von Barbara Hüsing, die eine frühere Einstellung des Verfahrens verhinderten. "Verantwortliche für den Ablauf des Transports der Häftlinge von Stutthof, deren Nicht-Versorgung



Die gestrandete Vaterland am Ufer der Neustädter Bucht

mit Proviant und der Ereignisse bei dem Transport sowie für Tötungshandlungen bei und in Neustadt haben nicht ermittelt werden können."<sup>1</sup>

Damit bleiben auch die Morde an Häftlingen der "Cap Arcona" und "Thielbek" in den Nachmittagsstunden des 3. Mai 1945 ohne Urteil. Boote des Marinestützpunktes wurden zu den Schiffen geschickt, um Männer der Schiffsbesatzung und der SS zu retten. Auf Häftlinge, die sich in der Ostsee den Rettungsschiffen näherten, wurde zum Teil geschossen. Dieses unbefriedigende Ergebnis der Justizermittlungen fällt in eine Zeit, in der nicht mehr nur wegen Mordes ermittelt wird, sondern neue Anklagen wegen "Beihilfe zum Mord" möglich werden. Die Justiz berücksichtigt nun die Arbeitsteiligkeit der Morde in den Vernichtungs- und Konzentrationslagern. Die meisten Prozesse scheitern, aber drei Verfahren endeten mit einem Urteil, u.a. gegen Wachleute und KZ-Personal wie Iwan Demjanjuk und Oskar Gröning.

In einem der letzten noch möglichen Verfahren wurde am

<sup>205</sup> 

10. August 2020 am Landgericht Hamburg das Urteil gegen den Wachmann des KZ Stutthof Bruno Dey rechtskräftig.

Er wurde verurteilt, weil er nicht nur bei Morden mit Giftgas in einer Gaskammer (Dev stand bei einer Vergasung auf dem Wachturm neben der Gaskammer) und bei Erschießungen im Krematorium als Wachmann Dienst tat, was er selber einräumte. Das Gericht ging noch weiter. Bruno Dev hatte vom Wachturm aus das Sterben in den Häftlingsbaracken beobachtet. Im Urteil wurde auch berücksichtigt, dass die SS Baracken des KZ Stutthof für an Fleckfieber Erkrankte abtrennte, in denen die medizinische Hilfe eingestellt wurde, so dass die Baracken zur Sterbezone wurden.

Das Gericht bezeichnete Deys Dienst im KZ als Hilfe dazu, "dass diese (die Kommandanten) die Gefangenen im Konzentrationslager Stutthof weiter unter lebensfeindlichen Bedingungen gefangen halten konnten, obwohl diese täglich an Hunger, an Erschöpfung, an Krankheit und willkürlichen Misshandlungen starben."<sup>2</sup>

Während der Verhandlung wurde offenbar, dass Bruno Dey auch die Räumung des KZ Stutthof per Schiff nach Neustadt begleitete. Dey sah sich mit der Aussage des Zeugen David Ackermann konfrontiert, der fünf Tage auf der "Wolfgang" ohne Essen und Trinkwasser überstand und am 3. Mai 1945 am Strand von Neustadt völlig erschöpft ausruhte. Er erinnerte sich, wie ein Offizier mit einer Pistole direkt neben ihm sechs bis acht Häftlinge kaltblütig mit Kopfschüssen ermordete. Er sei nur verschont worden, weil er es schaffte, rechtzeitig aufzustehen.

Diese präzise Erinnerung an Verbrechen hat Bruno Dey nicht. Er erklärte, ihm sei zusammen mit zehn weiteren SS-Wachmännern zuerst das "Einsammeln" von Häftlingen am Strand befohlen worden, und danach habe er die Leichen von Häftlingen wegbringen müssen. Dann sei er aufgefordert worden, abzuhauen, und er habe in Ostholstein Uniform und Soldbuch weggeschmissen. Er habe von Todesfällen auf den Schiffen und auch von Erschießungen keine Kenntnis.

Dagegen trug Dr. Reimer Möller, Archivar der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, als Sachverständiger vor Gericht vor, dass man sogar von der Marinekaserne aus die tödlichen Schüsse auf Häftlinge bemerkte. Eine Aufarbeitung der Ereignisse des 3. Mai war im Rahmen des Prozesses in Hamburg nicht möglich, denn die Staatsanwaltschaft hatte die Morde von Neustadt nicht in die Anklage aufgenommen. Sie war nicht da-

rüber informiert, dass bis 2015 eine andere Staatsanwaltschaft zu diesem Fall ermittelt hatte. Daher unterblieb eine Prüfung, ob auch Deys Anwesenheit am Neustädter Strand als Beihilfe zum Mord gewertet werden könne.

Dass Hamburger Staatsanwälte mit dem Stichwort Neustadt nichts anfangen können, zeigt, wie wenig die Ereignisse vom 3. Mai 1945 einer breiteren Öffentlichkeit bekannt sind. Von einer Schiffskatastrophe weiß man, aber kaum, dass hier nicht nur Häftlinge des KZ Neuengamme ermordet wurden, sondern auch aus dem KZ Stutthof sowie aus Auschwitz-Fürstengrube und Mittelbau/

Dora-Blankenburg. Immerhin ist die Erneuerung des Cap-Arcona-Museums Neustadt beschlossen, und Forschungen wie diejenigen Reimer Möllers zu den frühen britischen Ermittlungen ("Neustadt barges case") sind angelaufen.

Aktuell findet das öffentliche Gedenken um den 3. Mai ein gutes Feedback. Eine Historisierung der Verbrechensgeschichte darf es angesichts vieler offener Fragen nicht geben. Bruno Dey ist vielleicht einer der letzten Tatbeteiligten. Doch er ist mit Sicherheit nicht der Einzige, der seinen Nachkommen ein Erbe an Unwahrheiten und Schweigen hinterlässt.

Thomas Käpernick

# denkXmal - Von Viktoria zu fux

# Treppenhaus-Ausstellung zur Nutzungsgeschichte einer wilhelminischen Kaserne in Hamburg-Altona

Zum "Tag des Offenen Denkmals" am Sonntag, dem 13. September 2020, eröffnete der Verein "Ehemalige Viktoria-Kaserne" zusammen mit der fux Genossenschaft in Hamburg-Altona die so genannte Treppenhaus-Ausstellung im mittleren Ostflügel des Blocks III der ehemaligen preußischen Militärkaserne. Vorangegangen waren über zwei Jahre intensiver Auseinandersetzung und vieler Diskussionen um die Gestaltung eines Treppenhauses, das zu einem Gebäudekomplex gehört, der im Laufe seiner knapp 140-jährigen Geschichte sehr unterschiedliche Nutzungen erfahren hat: preußische Kasernenanlage, Polizeipräsidium und Polizeiunterkunft, Wohnlager, Universitätsgebäude und heutige Nutzung durch eine Genossenschaft, die sich auch die kritische Aufarbeitung der Vergangenheit des Komplexes auf die Fahnen geschrieben hat.

Der AKENS ist seit 2010 vor Ort aktiv und hat mit einer ganztägig öffentlich zugänglichen Ausstellung die Geschichte des Geländes



von 1878 bis heute nachgezeichnet und durch ein ISHZ-Beiheft<sup>1</sup> und in Aufsätzen erste Forschungsergebnisse vorgelegt.<sup>2</sup> Im Rahmen der AG Geschichte und

der denkXmal-Gruppe hat sich AKENS-Vorstandsmitglied Frank Omland am Prozess um die künstlerische Gestaltung des Erinnerungsortes beteiligt. *Die Redaktion* 

## denkXmal - Von Viktoria zu Fux

Versteckt in einer Nebenstraße der Verkehrsachse Max-Brauer-Allee liegt der wuchtige, mit zwei Zinnentürmen bewehrte Block III der ehemaligen Viktoria-Kaserne in Hamburg-Altona. Das Backsteinungetüm ist der Überrest einer großen kaiserzeitlichen Anlage, die in den Jahren 1878 bis 1883 am nördlichen Stadtrand erbaut

- 1. Frank Omland, Das Polizeipräsidium Altona-Wandsbek 1923–1937. Zur Geschichte eines Gebäudekomplexes und der Polizei in Altona. Kiel: Arbeitskreis zur Erforschung des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein 2011 (= Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte, Beiheft 5).
- 2. Frank Omland, Die Viktoria-Kaserne in (Hamburg-)Altona 1978–2016. In: ZSHG 141 (2016), S. 287-306; Frank Omland, Das Polizeipräsidium Altona-Wandsbek Erfahrungen mit einer stadt(teil)geschichtlichen Ausstellung im öffentlichen Raum Hamburgs. In: Polizei, Verfolgung und Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bremen 2013, S. 194-202 (= Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, 15).



wurde. Die neue Kaserne wurde in Folge der drei preußischen Kriege gegen Dänemark, Österreich und Frankreich und der Gründung des deutschen Kaiserreichs errichtet. Sie war steingewordener Ausdruck des preußischen Militarismus und Expansionismus. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde sie bis in die 1980er-Jahre als Polizeistandort genutzt.

In ihrer 140-jährigen Geschichte ist sie ein bedrückender Spiegel deutscher Geschichte mit all ihren Schrecken. Heute beherbergt sie ein Zentrum für Kunst, Kultur, Handwerk und Bildung unter dem Dach der fux Genossenschaft. Mit der zivilen Umnutzung sollte auch ein anderer Geist einziehen. Elementare Vo-

raussetzung dafür war und ist eine intensive Auseinandersetzung mit der Nutzungsgeschichte des Gebäudes.

Um diesen Platz auch in einen Gedenkort zu verwandeln. wurde die Idee einer Treppenhaus-Ausstellung entwickelt. Dazu fand sich ein Team aus der Geschichts-AG und Design-AG des Hauses zusammen, das sich dabei auf Vorarbeiten insbesondere von Frank Omland stützen konnte, der bereits mehrere Publikationen zum Thema vorgelegt und eine Außenausstellung in der Zufahrt zum Innenhof der Kaserne erarbeitet hatte. Von unschätzbarem Wert war auch die Zusammenarbeit mit externen Expert\*innen, Historiker\*innen und Zeitzeug\*innen wie z.B. Peggy Parnass, Wolfgang Kopitzsch oder Herbert Diercks.

Anlass zu der neuen Ausstellung bot die Umgestaltung eines Treppenhauses, in der durch eine freischwebende Treppe Wandflächen über mehrere Etagen mit ungewöhnlichen Blickwinkeln und Perspektiven zur Verfügung standen. Es entstand die Idee einer Ausstellung, die sich von klassischen Konzepten lösen und vor allem künstlerischer Mittel bedienen sollte und dabei mit der Materialität und Architektur des Hauses auseinandersetzen und in sie selbst eingreifen wollte.

Die leeren Wände fungierten als Projektionsfläche, die Inspirationen von Wandmalerei über Graffiti bis zur Schablonentechnik der Streetart erlaubte. Hilfreich war das hohe synergetische Potential, das durch die verschiedenen Kompetenzen und Professionen im Haus vorhanden war, die sich in produktiver Weise miteinander verschränkten: Illustratorinnen und Grafiker, Graffiti-Künstler und Designer, Handwerker und Text- und Bildungsarbeiter\*innen arbeiteten in einem Prozess zusammen, der durch Austausch, Respekt, Zuhören und Voneinander-Lernen geprägt war, sodass sich die unterschiedlichen Erfahrungen wechselseitig bereichern konnten.

Deutsche Geschichte ist in der ehemaligen Kaserne in gespenstischer Dichte gegenwärtig: In der Folge dreier Kriege erbaut, waren Soldaten des hier stationierten 31. Infanterieregiments Graf Bose 1901 an der Niederschlagung des Boxeraufstands in China beteiligt. Im Ersten Weltkrieg war das Regiment am Überfall auf das neutrale Belgien beteiligt; es wurden Massaker an Zivilisten verübt und Dörfer niedergebrannt. Einen kurzen Lichtblick in der Geschichte bot die Novemberrevolution, in deren Verlauf auch in der Kaserne ein Soldatenrat gegründet wurde und Gefangene aus dem Polizeigefängnis und der Militärarrestanstalt befreit wurden.

Nach der Demobilisierung des Regiments wurde die Kaserne in der Weimarer Republik zum Standort der kasernierten Polizei und war ab 1923 Sitz des Polizeipräsidiums Altona-Wandsbek. Ein dramatischer Moment dieser Geschichte war der Altonaer Blutsonntag, bei dem nach einem SA-Aufmarsch in der linken Arbeiterhochburg Altona-Altstadt insgesamt 18 Menschen erschossen wurden, 16 von ihnen von Hamburger und Altonaer Polizei. Nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten war die Kaserne von 1933–35 Sitz der Gestapo Schleswig-Holsteins und somit eine Schaltstelle zur Niederschlagung des sozialdemokratischen und kommunistischen Widerstands sowie der Bekämpfung



von Menschen, die als außerhalb der "Volksgemeinschaft" stehend gebrandmarkt wurden.

Die Reit- und Exerzierhalle war Sammelpunkt für die erste Massendeportation von Jüdinnen und Juden aus Deutschland im Rahmen der sogenannten Polenaktion am 28. Oktober 1938. Das mit Abstand finsterste Kapitel der Gebäudenutzung stellt der Zweite Weltkrieg dar. Die zum Teil hier aufgestellten und stationierten Polizeibataillone waren von Beginn an am Überfall auf Polen, Zwangsumsiedlungen Geiselerschießungen beteiligt. Sie begleiteten als Wachpersonal die Züge, mit denen die Hamburger Roma und Sinti und Jüdinnen und Juden in die Vernichtungslager deportiert wurden. Hamburger Reservepolizeibataillone waren als zentrale Akteure des Holocaust ab 1942 an Massenerschießungen von Jüdinnen und Juden u.a. im Rahmen der sogenannten Aktion Reinhardt beteiligt.

Nach dem Krieg folgte eine kurze Phase der Entnazifizierung und Reeducation unter britischer Regie, die mit der Übertragung an deutsche Behörden jedoch ein abruptes Ende fand. Ein weiteres Kapitel der Gebäudenutzung sind die Wohnlager der Nachkriegszeit, die in den mittlerweile abgerissenen Blöcken I und II der Kaserne untergebracht waren. Mit Meeresbiologie, Informatik der Universität sowie der zoll-

technischen Lehr- und Prüfanstalt wurde eine zivile Umnutzung eingeleitet. Diese erhielt einen wesentlichen Schub mit dem Einzug des Künstlerkollektivs Frappant im Jahr 2010 und der Übernahme des Gebäudes im Jahr 2015 durch die fux eG.

Die Ausstellung musste sich also mit einer über weite Strecken äußerst bedrückenden Geschichte auseinandersetzen und glich zum Teil einer kollektiven Geisteraustreibung. Das Ausstellungskonzept sah fünf Stationen vor, die im Wesentlichen thematisch bestimmt sind, sich zum Teil aber auch mit dem Zeitstrahl überlappen. Neben einer chronologischen Übersicht und einem programmatischen Einführungstext ordnen knapp gehaltene Infotexte die jeweiligen Stationen in den geschichtlichen Kontext ein. Sie wurden per Siebdruck auf die Wand aufgebracht.

Eine weitere Textsorte bilden historische Zitate, die als Schriftbänder handschriftlich auf weiß grundierte Streifen auf dem Fußboden aufgebracht sind. Sie erfüllen die Funktion von Stolpertexten, die zum Nachdenken und Nachfragen anregen sollen.

Die erste Station der Ausstellung widmet sich dem Gegensatzpaar Zwangsgemeinschaft vs. Solidargemeinschaft und stellt die heutige Genossenschaft gegen den Autoritarismus des kaiserzeitlichen Militärs, versinnbildlicht



durch eine großformatige Wandtafel.

Die zweite Station ist eine von Illustratorinnen gestaltete Collage, die die verschiedenen Nutzungen des Hauses unter dem Aspekt der Bildung im emphatischen Sinne im Gegensatz zum militärischen Drill darstellt. Eine weitere Station stellt unter dem gegensätzlichen Begriffspaar Aufbruch vs. Repression in einer Mischung aus Graphic Novel und Überblendungstechnik eine Demonstrationsszene durch die Luft wirbelnden Flugblättern und einem Polizeieinsatz dar. Durch die abstrahierende Gestaltung kann das Motiv sowohl auf die historischen Ereignisse der Novemberrevolution oder des Altonaer Blutsonntags bezogen wie auch als Metapher auf Protest und Polizeigewalt gelesen werden.

Den Alptraum von Verfolgung und Vernichtung des Nationalsozialismus stellt ein Kunstwerk dar, das wie eine riesige Stele die gesamte Höhe des Treppenhausschachtes einnimmt. Stilisierte Schienenstränge werden begleitet von Handabdrücken – den ältesten Spuren und künstlerischen Ausdrücken des Menschen –, die sich nach oben hin zu einer schwarzen Fläche verdichten.

Die letzte Station der Ausstellung thematisiert in Form einer Bildergeschichte unter dem Motto Hilfe bzw. Helfen die Situation in dem Wohnlager der Nachkriegszeit, aber auch einen Ruhehafen, den die Genossenschaft als Übernachtungsplatz für Geflüchtete im Winter 2015/16 zur Verfügung gestellt hat. Die Schwänze (Tails) der Ratten, die hier auch immer heimisch waren, verwandeln sich in die Fäden, die die Geschichten (Tales) miteinander verbinden.

Bei der Gestaltung der verschiedenen Stationen wurde den ieweiligen Künstler\*innen, die sich mit ihrem Thema vertraut gemacht hatten, größtmögliche Freiheit gelassen. Das verbindende gestalterische Element stellte lediglich die einheitliche Verwendung eines Dreiklangs von Farben dar: Dunkelblau, Hellgrau und Rot. In einer Bildtafel. die mit einem Bildzitat aus "Little Nemo" von Winsor McCay arbeitet, leuchten auch ein paar Tupfer Gelb auf, Ausdruck des schöpferischen Spielraums, der einen Bruch mit der Regel zulässt.

Die gesamte Ausstellung wurde in einem zweijährigen Prozess in zahllosen Arbeitsstunden ehrenamtlich in einem kollektiven solidarischen Prozess erstellt. Ihr Entstehungsprozess war zugleich eine Form der aktiven Umgestaltung und Neuaneignung von Haus und Gelände, eine gemeinsame Konfrontation mit deren Nutzungsgeschichte: Gedächtnisarbeit als Akt des Ein-Gedenkens. Sie markiert einen Bruch und steht für den neuen Geist,

der in diese Gemäuer eingezogen ist – im Sinne eines genossenschaftlichen und solidarischen Zusammenwirkens als Blaupause für eine hoffentlich bessere Welt. Oder wie der Historiker Christopher Browning in einer Mail an einen der Kuratoren formulierte: "Es freut mich zu hören, dass die Kaserne einer alternativen Nutzung zugeführt wurde."

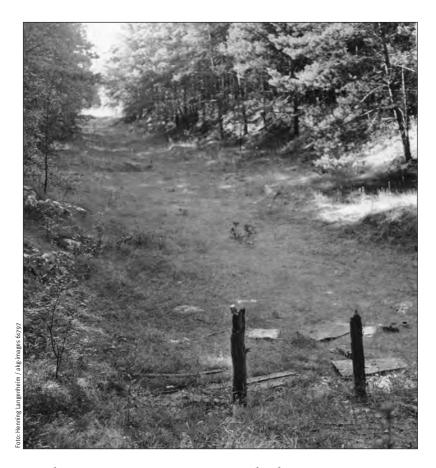
Die Ausstellung hat unkonventionelle Wege beschritten und zum Teil Neuland betreten. Sie hat einen offenen Charakter, ist in gewisser Weise "unpädagogisch", lädt zum Begehen ein und regt zum Selberdenken an, fordert dieses geradezu heraus.

Und sie soll ein Startpunkt sein. Eine Audiotour ist bereits in Arbeit, für 2021 ist eine begleitende Broschüre zur inhaltlichen Vertiefung der Ausstellungsinhalte geplant, und eine umfangreiche Veranstaltungsreihe mit begleitender Filmreihe soll die zahlreichen Aspekte der Geschichte beleuchten und kritisch befragen. Dabei soll auch das räumliche Umfeld mit z.B. dem benachbarten Gerichtsgefängnis, dem Ort der ersten Hinrichtungen während des Nationalsozialismus, einbezogen werden.

Weitere Infos: www.fux-eg.org

Mehmet Alatur,
Theo Bruns, Christoph Lohse

Lesetipp: Frank John / Kerstin Scheffel / Rolf Königshausen / Frank Omland / Jörg Schilling, Die ehemalige Viktoria-Kaserne. Hamburg 2017. 68 S. (= hamburger bauheft, 21)



## Realitätsvergewisserung – Geschichtsvergewisserung Zur Berliner Ausstellung mit Fotos von Henning Langenheim (1950–2004)

Eine Schneise in einem Waldstück. Und nichts deutet darauf hin, dass das Foto einen Exekutionsort zeigt, die Stätte eines Vernichtungsgeschehens, das mehr als 60.000 Menschenleben forderte. Maly Trostenez 1993.

Fotos wie dieses zeigte im Herbst 2020 die AFF-Galerie in Berlin. Es sind Fotos des ehemaligen Schülers der Kieler Gelehrtenschule Henning Langenheim. Unter dem Titel "Memento"<sup>1</sup> wurden drei Zyklen seines foto-

1. Memento. Aus dem Nachlass des Henning Langenheim. Kuratiert von Lukas Heibges. AFF-Galerie Berlin, 18.09. – 25.10.2020.



Maly Trostenez 1993



Auschwitz 1987



Sobibor 1987



Auschwitz 1987



Henning Langenheim (1950–2004)

grafischen Schaffens ausgestellt: "Memorials I und II" zeigten Fotos von NS-Arbeits- und Vernichtungslagern, "Mordfelder" solche von Gegenden in den ab 1941 von der deutschen Wehrmacht besetzten Gebieten der Sowjetunion, in denen der "Vernichtungskrieg" von Mordaktionen begleitet war – an Juden, an der Zivilbevölkerung, an Kriegsgefangenen.

Langenheim hatte für diesen dritten Zyklus Orte aufgesucht, die im Schatten der bekannten Namen der Vernichtungslager jahrzehntelang nicht im öffentlichen Bewusstsein waren. Wer wusste schon von Maly Trostenez (bei Minsk), Salaspils (Lettland) oder Chatyn (Belarus)? Langenheim wollte wissen. Zwischen 1993 und 1998 reiste er insgesamt sechsmal in diese Länder. 1998 erschien der Bildband *Mordfelder.*<sup>2</sup>

Wichtiger Anstoß für ihn: Claude Lanzmanns Dokumentarfilm *Shoah* auf der "Berlinale" 1986. Ähnlich wie Lanzmann bewusst auf die Verwendung von Archivaufnahmen verzichtete, wollte Langenheim die Gegenden des Mordgeschehens in ihrer ge-

<sup>2.</sup> Henning Langenheim, Mordfelder – Orte der Vernichtung im Krieg gegen die Sowjetunion Berlin: expresso 1998, Elefantenpress 1999.

genwärtigen Erscheinung dokumentieren. Er hat dazu geschrieben: "Dieses 'Hier ist es gewesen' umschreibt für mich vielleicht am ehesten den Wert, den diese sechsjährige Arbeit für mich hatte: die Bilder zeigen, daß diese Orte der realen Welt angehörten und angehören."<sup>3</sup>

In dem "Hier ist es gewesen" so scheint mir – ist latent enthalten: Was ist gewesen? Wie war es möglich? Wer war beteiligt, wer betroffen? Fragen, die für viele seiner Generation zentral waren. Langenheim ließen sie nicht mehr los.

Seine Fotos thematisieren dabei gerade auch den Abstand zum Geschehenen, denn an so manchem Ort des Vernichtungsgeschehens in den baltischen Ländern, in Belarus oder der Ukraine finden sich keine Spuren mehr. Fotos verweisen dann auf etwas, das sie nicht (mehr) zeigen können. Sie fordern den Betrachter auf, Fragen zu stellen, und lassen ahnen, wie lange, wie intensiv ihr Fotograf solchen Orten nachgefragt und nachgeforscht haben muss.

Henning Langenheim war kein Abiturient der Kieler Gelehrtenschule. In seinem Oberprima-Jahr, im Herbst 1968, wurde er wegen "Störung und Untergrabung der bestehenden Schulordnung" von der Schule verwiesen und legte das Abitur 1969 am Alten Gymnasium in Flensburg ab. An der Kieler Gelehrtenschule gehörte er zum AUSS (Aktionszentrum unabhängiger sozialistischer Schüler). Sie hatten begonnen mit Forderungen nach inhaltlichen und strukturellen Reformen, z.B. nach Einführung neuer Fächer wie Philosophie oder Sexualkunde: der Teilnahme von Schülervertretern an Konferenzen, Bald richteten sich ihre Flugblätter und Aktionen gegen den Klassenleiter einer Oberstufenklasse, gegen dessen autoritäres Verhalten und seine diskriminierenden Bemerkungen über einzelne Mitschüler.

Schulleiter und Kollegium beachteten jedoch nicht das pädagogische Fehlverhalten ihres Kollegen, sondern fokussierten sich
allein auf die Normenüberschreitungen der kritischen Schüler und
reagierten mit disziplinarischen
Maßnahmen. Das Ganze kulminierte in der Verhängung einiger
hoher Schulstrafen – u.a. wurde
neben Langenheim ein weiterer
Primaner von der KGS verwiesen
– und dem Hausverbot gegen eine
Reihe ehemaliger Schüler.

Langenheim ging zum Studium nach Berlin, wurde Lehrer und blieb in der Hauptstadt, als Lehrer und Fotograf. Er fotografierte auf sensible Weise vieles, das ihm in Berlin und anderswo auffiel. Seine Fotos zu *Eine Mauer verschwin*det<sup>4</sup> z.B. sind kreative Reaktionen auf dieses Geschehen der Wende. Langenheims Fotos wurden in Zeitungen und Magazinen gezeigt, dann auch in Ausstellungen: u.a. im Yad Vashem Art-Musum in Jerusalem (1991), in KZ-Gedenkstätten (1992, 1996), im Deutschen Historischen Museum Berlin (1994), im Deutsch-Russischen Museum Berlin-Karlshorst (1998), auch in London und Edinburgh (1995). Langenheim hatte den Plan, seine Werkzy-

klen "Memorials I und II" sowie "Mordfelder" in einer Ausstellung zusammenzuführen. Sein allzu früher, völlig überraschender Tod verhinderte dies. Die Ausstellung in der AFF-Galerie hat es im Jahr 2020 nachgeholt.

Auf www.akg-images.de kann man viele Fotos Henning Langenheims anschauen. Dieses Bildarchiv verwaltet auch seinen Nachlass. Hartmut Kunkel

## Mehr als Vergangenheit Ein Fortbildungsprojekt der KZ-Gedenkstätte Ladelund

Knapp ein Jahr ist es her, dass ich meine Arbeit als Leiterin des nordfriesischen KZ-Gedenkstättenprojekt Mehr als Vergangenheit aufgenommen habe. Das Projekt wurde durch die KZ-Gedenkund Begegnungsstätte Ladelund zusammen mit der KZ-Gedenkstätte Husum-Schwesing sowie der Nordsee Akademie in Leck initiiert. Ziel des Projekts ist es, Multiplikator:innen in halbjährig stattfindenden Fortbildungsreihen und jährlich stattfindenden Summerschools für die nordfriesische KZ-Gedenkstättenarbeit bilden. Inhaltlicher Schwerpunkt liegt dabei auf der Verknüpfung von der Vergangenheit mit der Gegenwart durch die Thematisierung

aktueller gesellschaftspolitischer Debatten und die Entwicklung zeitgemäßer Vermittlungsmethoden für eine außerschulische Bildungsarbeit insbesondere mit Kindern und Jugendlichen.

Von Oktober bis Dezember 2020 fand bereits die erste Fortbildungsreihe zur Ausbildung von Multiplikator:innen für Gedenkstättenarbeit statt. Das erste Modul von insgesamt vier Modulen konnte wie geplant in der Nordsee Akademie in Leck durchgeführt werden. Die etwa 15 Teilnehmenden setzten sich an dem Wochenende mit der regionalen Geschichte schleswig-holsteinischer Konzentrationslager und Gedenkstätten auseinander, er-

**4.** Henning Langenheim, Eine Mauer verschwindet [A Wall Vanishes]. Mit einem Vorwort von Axel Schmidt und einem Text von Wolfgang Kil (in deutscher und englischer Sprache). Berlin: ex pose 2009. 64 S.



Projekt Mehr als Vergangenheit, Projektleiterin Charlotte Haugg

probten digitale Tools für die außerschulische Bildungsarbeit und lernten die KZ-Gedenk- und Begegnungsstätte Ladelund kennen.

Aufgrund der Entwicklung der Pandemie mussten die folgenden drei Module im November und Dezember digital stattfinden.

In Workshops mit externen Referent:innen setzten sich die Teilnehmenden mit aktuellen Erscheinungsformen von Rechtsextremismus, der Menschenrechts- und Demokratiebildung auseinander und konnten sich mit Expert:innen über "Best-Practise"-Beispiele von Gedenkstättenpädagogik austauschen. Im Vordergrund stand dabei insbesondere die Vermittlung und Reflektion von Methoden historischpolitischer Bildungsarbeit sowie die Erprobung von Handlungsund Argumentationsstrategien gegen Rechtsextremismus.

Im zweiten Teil der Fortbildung fanden sich die Teilnehmenden zu Projektgruppen zusammen, innerhalb derer sie eigene zeitgemäße Konzepte für die Gedenkstättenarbeit in Husum-Schwesing und Ladelund entwickelten. Die Umsetzung dieser Konzepte, die sich insbesondere mit künstlerischen Zugängen und digitalen Medien befassten, ist für das Jahr 2021 geplant.

Insgesamt 13 Teilnehmende aus ganz Deutschland, darunter viele Studierende, Lehrer:innen oder in der außerschulischen Bildungsarbeit Tätige, schlossen die Fortbildungsreihe *Mehr als Vergangenheit* erfolgreich ab und qualifizierten sich damit u.a. für die Durchführung von Projekten und Führungen an den nordfriesischen KZ-Gedenkstätten.

Im Frühjahr 2021 findet die nächste Fortbildungsreihe statt. Noch ist unklar, ob sie als Präsenzveranstaltung oder digital durchgeführt werden kann. Die Fortbildungsreihe im Frühjahr ist bereits ausgebucht. Für die einwöchige Summerschool im Juli und die Fortbildungsreihe im Herbst 2021 sind jedoch noch freie Plätze verfügbar. Interessierte können sich über das Kontaktformular der Website www.mehr-als-vergangenheit.de oder telefonisch für die Fortbildung vormerken lassen.

Die Teilnahme an der Fortbildung ist kostenlos. Die Kosten für die Seminare, Verpflegung und Übernachtung in der Nordsee Akademie in Leck werden von der Staatsministerin für Kultur und Medien (BKM) getragen. Die BKM fördert das Projekt im Zuge des Bundesförderprogramms "Jugend erinnert" und wird dabei vom Landesbeauftragten für politische Bildung in Schleswig-Holstein und von der Bürgerstiftung Schleswig-Holsteinische Gedenkstätten finanziell unterstützt.

Mehr Infos auf www.mehr-alsvergangenheit.de oder bei Instagram: @mehr\_als\_vergangenheit

Charlotte Haugg

## Zeit des Erinnerns in Lübeck – 2020 ohne Publikum

Keine zentrale Gedenkveranstaltung, kein offizielles staatliches Erinnern, sondern ein vielfältiges bürgerschaftliches Engagement prägt seit vielen Jahren die Novembertage in der Hansestadt Lübeck.

Als im Jahr 1991 diese wiederkehrende Reihe von der damaligen Leiterin des Kulturforum Burgkloster, Dr. Ingaburgh Klatt, entwickelt wurde, stand bereits die Demokratie- und Menschenrechts-Bildung im Vordergrund. Dies hat sich in all den Jahren nicht geändert.

Der damalige Anlass: Die ersten massiven Gewaltausschrei-

tungen Rechtsradikaler gegen das politische System und Minderheiten Anfang der 1990er-Jahre. Aus der Erfahrung dieser Ereignisse entstand die Überlegung, in Lübeck einen nachhaltigen Bildungsimpuls setzen zu wollen.

Am Anfang war eine Hand voll Beteiligter mit rund einem Dutzend Veranstaltungen um den 9./10. November gestartet. Im Laufe der Jahre wurden daraus begleitet durch den langjährigen Leiter der Geschichtswerkstatt Herrenwyk, Dr. Wolfgang Muth, - über 50 Angebote über den gesamten Monat, die heute von mehr als 30 Institutionen, aber auch Einzelpersonen getragen werden und sich eines wachsenden Zuspruchs erfreuen. Mittlerweile kennen sich alle Engagierten in der Stadt, tauschen sich regelmäßig aus, planen und stimmen ihre Beiträge zur Zeit des Erinnerns ab.

Seit fünf Jahren koordiniert das Kulturbüro der Hansestadt Lübeck das vielfältige Programm der Zeit des Erinnerns im Gedenkund Erinnerungsmonat November. Und so unterschiedlich die einzelnen Veranstaltungsformate sind, eint sie ein wesentliches Anliegen, wonach es ein stetiges Erinnern, Gedenken, sozialen Mut und einen kritischen Dialog braucht, um populistischen, nationalistischen Tendenzen sowie

rassistischen und antisemitischen Positionen zu widerstehen.

Die Zeitzeugenschaft der NS-Zeit ist im Entschwinden. Damit verschwinden Ereignisse wie der Zweite Weltkrieg und der Holocaust aus der persönlichen Erfahrung der Menschen. Vor fünf Jahren rüttelte die Initiative "KlopfKlopf – Lübeck ist weltoffen" die Stadtgesellschaft diesbezüglich noch einmal richtig wach. Der Arbeitskreis "Lübeck im 20. Jahrhundert" gründete sich und stieß Forschungsarbeiten zur Verfolgung der Homosexuellen und zur Polizeigeschichte der Hansestadt an. Die Initiative "Gedenkort Gestapozellen" engagiert sich für einen angemessenen Umgang mit dem Zeughaus, in dem sich einst die Lübecker Polizeibehörde befand.1 Im "Forum Erinnerungskultur" haben sich BürgerInnen zusammengefunden, die die Notwendigkeit eines nächsten Schrittes der Verstetigung des Gedenkens ins Auge fassen: die Umsetzung einer professionellen und dauerhaften Erinnerung mit einem festen Ort im Herzen der Stadt.

Das Symposium zum Auftakt der 30. Veranstaltungsreihe Zeit des Erinnerns sollte allen Menschen in der Stadt den Weg aufzeigen und einen gesellschaftlichen Konsens in Lübeck herausarbeiten. Wir brauchen die

<sup>1.</sup> Vgl. Christian Rathmer, Authentische Verhörzellen der Gestapo – in Hamburg und Lübeck bedroht. Der Diskurs über historische Stätten der NS-Herrschaft. In: ISHZ 59 (2019), S. 249-257.

historisch informierte Debatte, wir brauchen Kenntnisse über die Vergangenheit und Initiativen, die uns über Vergangenes informieren, um daraus Schlüsse für unsere Gegenwart und Zukunft zu ziehen. In diesem Sinne erinnern wir und besinnen uns. Die groß angelegte Regionalkonferenz musste auch wegen der gesundheitlichen Gefährdungslage kurzfristig abgesagt werden, und auch sonst fielen die meisten Präsenzveranstaltungen aus.

Doch mündeten die Vorbereitungen in einem Bürgerschaftsbeschluss, eine Machbarkeitsstudie über die Zukunft der Gedenkarbeit in Lübeck in Auftrag zu geben. Das Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung am Lehrstuhl für Medizin- und Wissenschaftsgeschichte der Universität Lübeck (ZKFL) übernimmt dabei die Federführung, und es beginnt damit ein spannender Prozess.

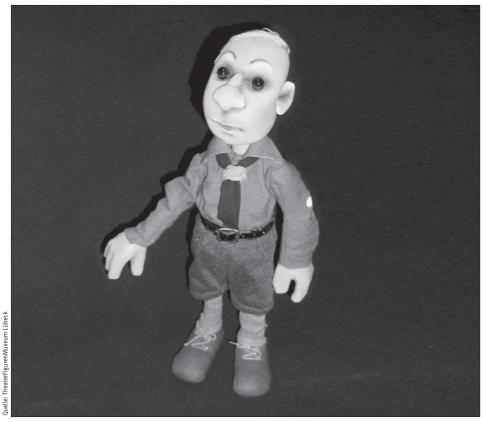
Wie jedes Jahr im November wurde an die antijüdischen Terrormaßnahmen des NS-Staates erinnert. Die Solidarität als Lübecker Stadtgesellschaft galt in diesen Tagen ganz besonders den Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde. Die vier Lübecker Geistlichen, die den Tod unter dem Fallbeil der Nazis fanden, sind uns heute ein herausragendes Beispiel für Standhaftigkeit, Mut und Unerschrockenheit.

Alle Lübecker Bürger:innen sollten, wie in jedem Jahr, in der

Zeit des Erinnerns im Monat November die Gelegenheit haben, bei den insgesamt 52 Andachten, Gottesdiensten, Ausstellungen, Filmen, Führungen, Konzerten, Lesungen, Rundgängen und Vorträgen an vielfältigen Gedenkveranstaltungen teilzunehmen. Leider war das in diesem Jahr allerdings nur sehr begrenzt möglich.

Unter den Veranstaltern waren neben den Gedenkstätten in der Stadt auch die Jüdische Gemeinde, die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, zahlreiche Vereine und Initiativen, das Haus der Kulturen, die Kirchen, Museen und Schulen in der Stadt. das Theater, das Willy-Brandt-Haus sowie die Nordischen Filmtage. Es wurde des Schicksals der Homosexuellen gedacht, dem der Tuden, der Sinti und Roma und der Zeugen Jehovas und an das traurige Schicksal der zahlreichen ausländischen Zwangsarbeiter:innen unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland zwischen 1933 und 1945 erinnert.

Für 2020 besonders hervorzuheben sind die Veranstaltungen über das Schicksal der jüdischen Bevölkerung Lübecks: Das Theater hatte das Stück Ghetto und Name: Sophie Scholl ins Programm genommen; die Jüdische Gemeinde bot eine Führung über den Jüdischen Friedhof in Moisling an, und sie gedachte in der sanierten Carlebach-Synagoge im Herzen der Stadt nur in engstem



Figur aus Hannes und Paul, einem NS-kritischen Stück des Figurentheaters Seifenblasen

Kreis der dunkelsten Stunde ihrer Geschichte. Am 16. November hätte dort eine ganz besondere Kulturveranstaltung stattfinden sollen. Thomas Spahr und der ehemaligen Landgerichtspräsident Hans-Ernst Böttcher wollten über Paul Celans *Todesfuge* und deren Bezug zu Lübeck sprechen. Dazu thematisch passend war der Beitrag der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit im Beichthaus im Europäischen Hansemuseum über die dichterische

Freundschaft von Paul Celan und Nelly Sachs geplant.

Die Nordischen Filmtage thematisieren mit einem Dokumentarfilmbeitrag die Kindertransporte jüdischer Kinder nach Schweden. Die Initiative Stolpersteine schließlich plante mit einer öffentlichen Kunstaktion, den Opfern der Shoa aus Lübeck ein Gesicht zu geben. Ferner sollte es mehrere Veranstaltungen zur verlorenen jüdischen Kultur in Deutschland geben.



Der Jüdische Friedhof in Lübeck-Moisling

Zwei spezielle Beiträge über "Rassenkunde" bzw. über "Restitution" steuerten in diesem Jahr das St.-Annen-Museum sowie das Museum für Natur und Umwelt bei. Aus den laufenden Studien des Zentrums für Kulturwissenschaftliche Forschung sollte ein junger Promovend Auszüge aus seiner Arbeit über die Geschichte der Lübecker Polizei in der NS-Zeit vorstellen: neue Erkenntnisse über die Umstände des Todes des großen Lübecker Sozialdemokraten Fritz Solmitz.

Auf fast alle Beiträge mussten die Bürger:innen in Lübeck in diesem Jahr verzichten. Doch gab es auch einige Lichtblicke, die Führungen über die Friedhöfe, die Andachten und Gottesdienste. die Möglichkeit, die Filme der Nordischen Filmtage zu streamen. Und erstmals gab es auch digitale Beiträge wie die der St.-Marien-Gemeinde zu Lübeck mit ihren Online-Friedensgebeten<sup>2</sup> und die des Theater-Figuren-Museums am Kolk über die Entwicklung in der NS-Zeit und den heutigen Umgang damit.<sup>3</sup> Die St.-Johannes-Gemeinde in Kücknitz übertrug ihren Themengottesdienst über das Radio.

Einige Veranstalter schafften es auch, ihre Beiträge ins Netz zu stellen, wie beispielsweise die Fraktion der Unabhängigen in der

<sup>2.</sup> https://st-marien-luebeck.de/event/6553985 und 7389690.

<sup>3.</sup> www.theaterfiguren-kolk.de



Andacht digital: Die St.-Johannes-Gemeinde übertrug ihren Themengottesdienst per Radio

Lübecker Bürgerschaft mit ihrem Beitrag von Baya Maouche über "Deutsche Exilierte in französischen Konzentrationslagern".

Auch wenn die meisten Veranstaltungen nicht mit Publikum abgehalten werden konnten: Insgesamt gab es wieder eine Vielzahl unterschiedlichster Beträge zur Erinnerungskultur in der Hansestadt Lübeck, die zeigen, dass die vielen Menschen, die sich gegen Gewalt und Verfolgung gewehrt und für ein besseres Deutschland gekämpft haben, nicht vergessen wurden.

Wie jedes Jahr gedachte Lübeck zum Abschluss der Novembertage der Menschen, die am 6. Dezember 1941 aus Lübeck nach Riga deportiert wurden. Der im Anschluss vorgesehene Beitrag um die Bemühungen der Kommunen und Gemeinden, die sich zum Deutschen Riga Komitee zusammengeschlossen haben, einen angemessenen Umgang mit der eigenen Geschichte zu finden, wurde – wie viele Veranstaltungen in 2021 – auf bessere Zeiten verschoben.

Auch wenn 2020, was Begegnungen und Zusammenkünfte anging, unter keinem guten Stern stand: Die vielen an Erinnerung und Gedenken interessierten Menschen in der Hansestadt tauschten sich dafür rege in diversen virtuellen Räumen aus, und man darf hoffnungsfroh sein, dass die Entwicklung in Lübeck sich in nächster Zukunft überaus positiv gestalten wird.

Christian Rathmer, Lübeck Koordinator Zeit des Erinnerns